

Josef Baierlein

Das Kastell
in der
Kiloa-Bucht

Eine Erzählung von der Küste Ostafrikas

Das Kastell in der Kiloa-Bucht

Erzählung von der Küste

Ostafrikas

von

Josef Baierlein

Zweite Auflage

Regensburg.

Druck und Verlag von J. Habel.

1909

Textvorlage: Projekt Gutenberg-DE

Font (Überschriften): FoglihtenNo07 by glukfonts.pl

Vektorgrafik (Sternchen): Freepik (<http://de.freepik.com/>)

Buchdeckel: Grafik erstellt mit Hilfe von ArtWeaver, IrfanView

Die Rechtschreibung wurde aktualisiert.

1.

Das Meer war sehr stürmisch.

Schon länger als eine Woche wehte ein steifer Nordostwind, der nach und nach an Stärke gewonnen und sich zur Heftigkeit eines Sturms entwickelt hatte, über jenen Teil des Indischen Ozeans, der südlich vom Äquator die Seschellen- und Amiranten-Inseln umtost und die ostafrikanische Küste von der Tanamündung im Norden bis zum Kap Delgado im Süden bespült.

Der Sturm trieb eine Dhau vor sich her, ein arabisches Segelboot mit Ganzverdeck, das dem Wind keine Handbreit Leinwand überließ, sondern mit gerefften Segeln und nur dem Steuer mühsam gehorchend durch die hochgehenden Wellen hinschoss. Den einen Augenblick zeigte das kleine Fahrzeug sich auf der Spitze eines breitschäumigen Wogenkamms, um im nächsten Moment hinabzugleiten und in der Tiefe des nassen Abgrunds scheinbar zu versinken. Aber das wackere Boot trotzte dem Sturm und Wassergebraus; es arbeitete sich stets wieder empor zum Licht des mit Wolken bedeckten Firmaments, auf das die untergehende Sonne einen rötlichfahlen Schein ausgoss.

Obwohl die Dhau einem Schiffer aus Hodeida gehörte

und von ihm auch gesteuert wurde, bestand die Mehrzahl ihrer Besatzung doch aus Europäern; denn ihrer waren vier, drei Männer und ein dem Jünglingsalter naher Knabe, während nur der Bootseigner Abdul ben Eddin und sein Matrose Ali ben Zeid aus Jemen in Arabien stammten. Die vier Europäer verteilten sich auf drei Nationen. Herr Knut Erikson war ein Schwede, Monsieur Henri Lancier ein Franzose, und Herr Dr. Karl Bender und sein 16jähriger Sohn Johannes nannten Bayern ihr Vaterland.

Der Schwede und der Franzose waren Kaufleute. Sie hatten im Sinn, in Deutsch-Ostafrika Handelsverbindungen anzuknüpfen, und deshalb die Reise dahin unternommen. In Aden, der den Engländern gehörigen, am südlichsten Punkt der arabischen Küste im Innern eines erloschenen Kraters erbauten Stadt, hatten sie den deutschen Arzt und Naturforscher Dr. Bender angetroffen. Dieser stand im Begriffe, in Begleitung seines Sohnes eine Forschungsreise durch den dunklen Erdteil anzutreten, und wartete hier in Aden auf das Eintreffen eines Dampfers der British India Steam Navigation-Company, da diese Gesellschaft im Jahre 1880, wo die nachstehende Geschichte sich ereignete, noch allein den Verkehr zwischen Aden und Sansibar vermittelte. Die vier Europäer wohnten zusammen im »Hotel Europe«, dem von einem Franzosen betriebenen besten Gasthaus der arabischen Stadt. Sie fanden

Gefallen aneinander und beschlossen die Reise nach Ostafrika gemeinsam zu machen.

Als sie sich aber beim Agenten der britischen Dampfschiffs-Gesellschaft erkundigten, wann das nächste Schiff nach Sansibar abginge, mussten sie zu ihrem Missvergnügen erfahren, dass ein solches erst in vierzehn Tagen von Bombay eintreffen werde. Das schien den vier Reisenden eine allzu lange Wartezeit, um so mehr, als die im tiefen Kraterkessel liegende Stadt jeden Reizes entbehrt, und Ausflüge in die Landschaft wegen der räuberischen Küstenbewohner nicht ohne Gefahr sind. Zudem hatte der deutsche Arzt Dr. Bender, der jetzt eine zweite Forschungsreise nach Afrika unternahm und auf seiner ersten sich die Kenntnis des an der dortigen Ostküste von den Eingeborenen gesprochenen Suaheli angeeignet hatte, schon früher einmal die der Stadt Aden vorgelagerte Insel Sirah und ebenso die Umgegend auf der Landseite vom Dschebil Schamscham bis zum Dschebil Hasan durchstreift.

Es war also keine Aussicht vorhanden, dass die Europäer sich die Zeit bis zum Eintreffen des Dampfers in angenehmer Weise hätten vertreiben können, und sie hielten deshalb Rat, was unter den gegebenen Umständen zu tun sei. Des Franzosen wegen, der nur seine Muttersprache verstand, führten sie ihre Unterhaltung stets französisch.

Der Franzose war es auch, der bei dieser Unterredung zuerst das Wort ergriff.

»Meine Herren!« begann er, »ich schlage vor, dass wir diesem jämmerlichen Nest schnellstens den Rücken kehren. Wenn wir vierzehn Tage in dieser erbärmlichen Stadt zwischen den öden vegetationslosen Kraterwänden auf die Ankunft des Dampfers aus Bombay warten sollen, dann tötet uns die Langweile, wenn wir nicht zuvor verschmachtet sind vor Hitze und Durst. Denn nicht einmal Quellwasser gibt es in dieser von Gott verlassenen Felsenwüste. Mit brackigem Zisternen- oder destilliertem Seewasser muss man sich begnügen, wenn man nicht für Wein und Selters unerschwingliche Preise zahlen will. Darum fort von hier, – je eher desto besser.«

»Ihr Vorschlag ließe sich wohl hören, Herr Lancier«, meinte der schwedische Kaufmann Erikson. »Die Frage ist nur, wie er ausgeführt werden soll. Ohne Schiff können wir nicht reisen.«

»O, was das betrifft, so hat es keine Not«, entgegnete der Franzose lebhaft. »Ich habe mich bei unserm Hotelier erkundigt, und der sagte mir, den hiesigen Einwohnern falle es gar nicht ein, stets auf den Dampfer zu warten, wenn sie nach Sansibar wollten. Bei der jetzigen guten Jahreszeit komme auch ein Segelschiff bequem hinüber an die Insel, da es vom Kap Guardafui an nur immer an der afrikanischen Küste südwärts hinabzusteuern

brauche. Gefahr sei also keine dabei, und wenn die Fahrt natürlich auch länger dauere als mit dem Dampfer, so könnten wir doch schon früher in Sansibar sein, als der letztere nur in Aden einträte. Ich rate daher, einen kleinen Segler zu mieten und mit diesem unsere Reise fortzusetzen.«

Da auch Dr. Bender gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden hatte, begaben die vier Europäer sich noch am nämlichen Tage hinab in den Hafen, trafen dort den Schiffer Abdul ben Eddin aus Hodeida, dessen Dhau vor Anker lag, und wurden mit ihm handelseinig, dass er sie und ihr Reisegepäck nach Sansibar, der Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats und der Insel Sansibar an der Ostküste Afrikas, brächte. Die Fahrt ging während der ersten 24 Stunden auch glücklich von statten. Dann aber erhob sich ein starker Nordostwind, der sich bald zu einem Sturm auswuchs und die Dhau aus ihrem Kurs warf. Und nun befand sich das Segelboot schon eine Woche lang in der schweren See, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

Damit stehen wir wieder am Anfang dieser Geschichte.

* * *

2.

Kurz nach Sonnenuntergang wurde das über dem stürmischen Meer lagernde Dämmerlicht vom Dunkel der schnell hereinbrechenden Nacht aufgesogen.

Die vier europäischen Reisenden hatten sich in die kleine, unter Deck befindliche und ihnen zur gemeinsamen Benützung dienende Kajüte begeben, wo sie beim trüben Schein der unaufhörlich schaukelnden Schiffslampe auf Holzstühlen einander gegenüber saßen und über ihre gegenwärtige Lage plauderten. In einem niedrigen Raum nebenan schnarchte, auf einer Matratze ausgestreckt, der Matrose Ali ben Zeid so kräftig, dass die rauen Kehltöne selbst im Tosen der an die Borde der Dhau klatschenden Wellen noch hörbar blieben. Der arme Bursch war volle sechs Stunden am Steuer gesessen und von seinem Herrn erst vor kurzem abgelöst worden; jetzt schlief er tief und fest, um wieder bei Kräften zu sein, wenn ihn die Reihe des Wachens aufs neue traf. Der Schiffer Abdul ben Eddin steuerte unterdessen selbst das Boot. Er war der einzige Mann auf Deck und hielt scharfen Ausguck nach den Lichtern eines etwa in der Nähe vorbeisegelnden fremden Schiffs. Denn nichts wäre in solcher Sturmnacht verhängnisvoller gewesen als ein Zusammenstoß mit einem anderen Fahrzeug.

Drunten in der Kajüte war eine kleine Pause im Gespräch der Reisenden eingetreten. Sie hatten das Thema, ob es nicht doch besser gewesen wäre, in Aden auf die Ankunft des Dampfers zu warten, nach allen Richtungen hin erörtert, waren aber zum Schluss gekommen, dass sie im Grunde genommen nichts zu bereuen hätten.

»Wir sind ja alle see- und wetterfest«, sagte der Schwede, »und wenn wir von den Wellen auch tüchtig geschüttelt werden, so hat das nicht viel zu bedeuten. Überdies kann der heftige Wind nicht ewig andauern. Er muss doch einmal wieder aufhören.«

»Wobei nicht zu vergessen ist, dass das Leben in diesem Schiff mir immerhin noch erträglicher vorkommt als im trostlosen Kraterloch von Aden«, setzte der Franzose hinzu. »Das einzige, was bedenklich erscheint, ist, dass wir seit drei Tagen nicht mehr wissen, auf welchem Punkte unseres Planeten das Schiff sich befindet.«

»Weil wir leider seit drei Tagen keinen Sonnenblick mehr hatten, weshalb ich meinen Sextanten nicht benützen konnte«, sagte Dr. Bender. »Doch brauchen wir deshalb keine Angst zu haben. Ich habe mich überzeugt, dass unser Schiffsführer, um vom Wind nicht an die afrikanische Küste geworfen zu werden, wo allerdings die Gefahr des Scheiterns bestünde, immer den Kurs nach

Süden statt nach Westsüd einhält. Und da wir auf diesem Wege nirgends auf Land stoßen, haben wir auch keinen Schiffbruch zu befürchten, – es müsste denn sein, dass wir der Küste viel näher sind, als wir denken – –«

»Horch, Vater – –!«

Mit diesen Worten unterbrach der junge Johannes Bender plötzlich die Rede des Doktors, und in der sofort eingetretenen Stille vernahmen die Reisenden deutlich einen Ruf.

»Aje! Aje!« klang es vom Verdeck her.

Das war ein Schrei, den die Araber bei jeder Gelegenheit auszustoßen pflegen, sei es, dass sie etwas Überraschendes entdecken, oder einen anderen darauf aufmerksam machen wollen. Es ist ein Schrei, der Schmerz ausdrückt und Hilfe begehrt, der aber nicht weniger eine Kundgebung der Freude sein kann. Was er in diesem Augenblick zu bedeuten hatte, war freilich rätselhaft.

»Unser Schiffer hat gerufen«, sagte der Franzose. »Was will der braune Kerl? Herr Doktor! Wollen Sie nicht die Güte haben, an Deck zu gehen, um ihn zu fragen, was los ist? Sie sind ja der einzige von uns, der das Gekrächze dieser Araber versteht.«

Bereitwillig erhob der deutsche Arzt sich von seinem Schemel und verließ die Kajüte. Doch schon nach

wenigen Minuten kam er wieder zurück. Seine Miene erschien jetzt ernst.

»Was gibt's? Was gibt's?« riefen der Franzose und der Schwede wie aus einem Mund.

»Meine Herren!« antwortete der Arzt. »Wir werden eine unruhige Nacht bekommen. Denn wir befinden uns hart am Lande, wissen aber nicht, ob wir eine Insel oder die Küste des schwarzen Erdteils vor uns haben. Ein Licht, das immer an der nämlichen Stelle bleibt, also von keinem vorüberfahrenden Schiff herrühren kann, sagt uns jedoch, dass Land in nächster Nähe ist. Wenn es unserm Boot nicht gelingt, gegen den Wind aufzukreuzen und sich in der offenen See zu halten, so besteht Gefahr, dass wir an den Strand getrieben werden. Es bleibt daher nur übrig, den schlafenden Ruderknecht zu wecken; er muss seinem Herrn helfen, ein Segel aufzurollen und die Dhau gegen den Wind zu bringen. Bleiben wir dann die Nacht über in der offenen See, so haben wir gewonnenes Spiel; denn erst bei Tagesanbruch lässt sich entscheiden, ob und wo wir eine Landung bewerkstellen können. Weil aber niemand mit Sicherheit voraussagen kann, wie das Segelmanöver, das die Schiffsleute jetzt vornehmen müssen, abläuft, und ob es ihnen glückt, das Boot trotz des ungünstigen Winds vom Lande abzubringen, ersuche ich die Herren, sich nicht zum Schlafen niederzulegen. Es ist besser, wenn wir auf alle Eventualitäten vorbereitet

sind.«

Obgleich der Doktor seine Mitteilung möglichst ruhig gemacht hatte, begriffen die Zuhörer doch schnell den Ernst ihrer Lage. Aber als mutige Männer ließen sie sich keine Bestürzung anmerken. Sie begaben sich zwar auf Deck und überzeugten sich dort, dass in der Entfernung von etwa einer halben Seemeile irgendwo ein Licht brannte, und dass also die Dhau nahe an Land hinfuhr. Aber sie verloren deshalb nicht den Kopf, hinderten auch nicht den Schiffer, der mit dem mittlerweile geweckten Matrosen ein Segel losband, durch unnützes Hin- und Herrennen an den nötigen Hantierungen, sondern betrachteten kalten Bluts das kleine Licht, welches sie noch zur rechten Zeit vor der Strandung bewahrt und dadurch vielleicht ihr Leben gerettet hatte.

»Was halten Sie von jenem Flämmchen dort drüben, Herr Doktor?« fragte der französische Kaufmann den Arzt. »Ist es das Feuer eines Leuchtturms?«

»Nein, Herr Lancier«, entgegnete der Deutsche; »eine solche Annahme erscheint ganz ausgeschlossen. Für ein Leuchtfeuer steht das Licht viel zu niedrig; auch ist es viel zu schwach und zu trüb. Beachten Sie nur, wie es, obgleich stabil, stets zu versinken scheint, so oft unser Schiff sich in einem Wellental befindet; erst wenn die Dhau wieder auf die Spitze eines Wogenbergs emporgehoben ist, wird es aufs neue sichtbar. Das ist ein

Beweis, dass der Ort, von dem das Licht ausgeht, sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt. Von einem Leuchtturm, die alle eine beträchtliche Höhe haben, kann daher keine Rede sein. Ich weiß selbst nicht, was ich von jenem Feuerschein halten soll. Jedenfalls befindet sich das Licht ganz nahe am Meeresufer, sonst würden wir's nicht sehen; deshalb könnte man glauben, ein Wachtfeuer vor sich zu haben, das in einem Negerdorf brennt. Aber dazu leuchtet es zu stetig, und es flackert auch nicht im Geringsten. Es muss also in einer Laterne oder sonstwie in einem geschlossenen Raum brennen. Allerdings seltsam, – weil ich mir nicht vorzustellen vermag, zu welchem Zweck man eine Laterne oder etwas Ähnliches hart am Meeresufer aufgestellt haben könnte. Doch – was nützt das Nachgrübeln?!« unterbrach da der Arzt selbst seinen Gedankengang. »Die Hauptsache für uns ist, dass wir dem rätselhaften Licht nicht näher kommen, und es scheint auch unsern Schiffsleuten zu glücken, die offene See zu halten.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Aus der unleugbaren Tatsache, dass der Lichtschein von Minute zu Minute schwächer wird. Als der Schiffsführer ihn zum ersten Mal wahrnahm, war die Dhau kaum eine halbe Seemeile davon entfernt. Führen wir also dem Lande entgegen, so müssten wir in der seitdem verstrichenen Zeit ihm schon so nahe gekommen

sein, dass das Licht sich deutlicher und größer zeigte, ja dass sich sogar seine Provenienz erkennen ließe. Statt dessen erscheint es stets kleiner, und wie Sie sehen, ist es jetzt nur mehr wie ein leuchtender Punkt zu bemerken. Das ist doch ein deutliches Zeichen, dass wir vom Lande loskommen.«

Der Arzt täuschte sich nicht in seinen Schlüssen. Den vereinigten Anstrengungen des Schiffeigners und seines Matrosen gelang es wirklich, gegen den Wind einigermaßen anzukämpfen, und wenn die Nacht für die Reisenden auch schlaflos verlief, so hatten sie dafür die Genugtuung, das Land, das ihnen bald gefährlich geworden wäre, am Morgen wie einen langgestreckten dunklen Streifen in sicherer Entfernung westwärts von ihrem Schiff liegen zu sehen.

Da bei Tagesanbruch auch der Sturm sich mäßigte und nach und nach abflaute, konnte die Dhau dem Land wieder näher kommen und eine geeignete Stelle zum Anlaufen desselben aufsuchen.

Die Reisenden hatten die Küste Ostafrikas erreicht, ohne vorerst zu wissen, an welchen Strand des dunklen Kontinents sie von Wind und Wellen getrieben worden waren. Denn noch ließ sich nicht einmal unterscheiden, ob sie an einer Insel oder am Festland hinfuhren. –

3.

Als das Gestirn des Tages in glänzender Schöne sich aus dem Meeresschloss erhob und mit seinen Strahlenpfeilen die letzten Schatten der Nacht verscheuchte, wurde mit dem abnehmenden Wind auch der Wogenswall viel schwächer. Die See ging zwar noch hohl und wälzte noch immer schwere schaumgekrönte Wassermassen an den niedrigen Strand; aber die Brandung war doch nicht derart, dass sie die Dhau hätte verhindern können zu landen, wenn sich nur ein passender Platz dazu gezeigt hätte.

Doch einen solchen konnte man lange nicht finden. Erst nach geraumer Weile entdeckte der Schiffer eine kleine, von üppigem tropischen Pflanzenwuchs umsäumte Bucht, deren Eingang von Mimosen und Schlinggewächsen eingeengt und so überwuchert war, dass er der Aufmerksamkeit Abduls beinahe entgangen wäre.

Gewiss ist diese kleine, versteckte Bucht auf keiner Land- noch Seekarte verzeichnet, da sie größeren Schiffen keinen Schutz, auch keinen hinlänglich tiefen Ankergrund böte. Als aber die Dhau mit gerefften Segeln den engen Eingang passiert hatte, kam sie sofort in stilles, vom Wind fast unbewegtes Fahrwasser, und die Reisenden erblickten ein Negerdorf, dessen mit

Maisstroh oder dürren Palmblättern gedeckte, von dornigen Sträuchern eingezäunte Hütten rings um die Bucht zerstreut lagen. Von einer dieser Hütten wehte zum Zeichen, dass darin der Wali, der Dorfvorsteher und Richter, wohnte, eine viereckige rote Flagge.

Daraus erkannten die Reisenden, dass sie sich entweder auf einer der zum mohammedanischen Reich Sansibar gehörigen Inseln, oder aber an dem Küstenstrich des ostafrikanischen Festlandes, der dem Sultan von Sansibar gleichfalls unterworfen ist, befanden. Denn im Jahre 1880 hatte der damals regierende Sultan Bargasch ben Said zwar die großen Küsten und Hafenstädte Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam und Lindi schon an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft abgetreten, die Verwaltung des übrigen Küstenlandes sich aber noch vorbehalten. Die Häuser der von ihm eingesetzten Wali waren daher durch sein Hoheitszeichen, die rote Fahne kennbar gemacht.

Als die Dhau in die kleine Bucht einlief, wurde sie im Dorf sofort bemerkt. Die schwarzen Eingeborenen kamen aus ihren Hütten, versammelten sich am Strand und beobachteten neugierig das näher kommende Fahrzeug. Ein Araber, eingehüllt in einen weißen, aber stark beschmutzten Burnus und mit einem ebenso schmutzigen Turban auf dem Kopf, befand sich mitten unter ihnen. Es war der Wali, der gleichfalls herbeigeeilt war, um die

fremde Dhau zu sehen.

Er zeigte sich aber sehr überrascht, als statt der arabischen Landsleute, die er im Schiff vermutet hatte, vier Europäer ans Land stiegen. Denn die Weißen benützen bei längeren Seereisen in der Regel keine arabischen Segelboote, sondern fast ausnahmslos nur die Dampfer europäischer Gesellschaften, oder eigene Jachten, wenn sie von einer Küstenstadt zur andern fahren. Beim Anblick der weißen Männer machte er daher ein überaus erstauntes Gesicht, man hätte sogar sagen können, dass er betroffen und unangenehm enttäuscht aussah. Ein um das andere Mal zauste seine braune Hand den grauen bis zur Brust herabwallenden Vollbart; seine tief liegenden stechenden Augen wanderten unruhig hin und her und schienen die Absichten der Fremden aus ihren Mienen ergründen zu wollen, und seine schmalen eingekniffenen Lippen murmelten leise unverständliche Worte.

Aber auch die Neger waren erstaunt, als sie vier Wasungu, Leute aus Uleia erblickten, die in einer arabischen Dhau nach dieser versteckten Bucht gekommen waren. Es musste das für sie ein sehr seltsames, unvorhergesehenes Ereignis sein, das alle in hohem Grade aufregte; denn sie plauderten laut mit einander, gestikulierten lebhaft und scharten sich endlich dicht um den Wali, um ihn dem Anschein nach mit

Fragen zu bestürmen.

Die Reisenden schenkten dem sonderbaren Benehmen des Wali und seiner schwarzen Untergebenen vorerst keine Aufmerksamkeit. Nach der stürmischen, schlaflos zugebrachten Nacht lag ihnen vor allem daran, schnell an Land und dann zur Ruhe zu kommen. Deshalb wandte der Arzt, sofort nachdem die Dhau am Ufer festgemacht war, sich an den Schiffsführer.

»Abdul!« sagte er zu ihm, »wir wollen hier unter allen Umständen einige Zeit rasten, ehe wir wieder in See gehen. Ich glaube, auch du und dein Ruderknecht werdet froh sein, nach der schweren Woche, die wir hinter uns haben, einmal am festen Lande ungestört ausschlafen zu können. Lass' also durch Ali unsere Zelte aus dem Gepäckraum herausschaffen, wir werden sie am Ufer aufschlagen, damit wir nahe beim Schiff sind und es immer unter Augen haben. Und weil ich die Sprache dieser Schwarzen verstehe, werde ich trachten, ihnen Lebensmittel abzukaufen. Gebratene Hühner und frisch gebackene Maisbrote dürften ein leckeres Mahl sein für uns alle.«

»Gut, Herr!« antwortete der Schiffseigner. »Es soll geschehen, was du befohlen hast. Ich werde gleich mit Ali euere Zelte ans Ufer tragen. Mir aber und meinem Knecht erlaube, dass wir an Bord bleiben. Da wir fremd in diesem Lande sind und nicht wissen, ob die Schwarzen

eine friedliche oder feindliche Gesinnung haben, halte ich es für klüger, die Dhau nicht zu verlassen.«

Als der Wali hörte, dass der Doktor mit dem Schiffer arabisch redete, ging er auf ihn zu, kreuzte die Arme über der Brust zum Zeichen der Ehrfurcht und sprach ihn gleichfalls arabisch an.

»Salem aleïkum!«^{Note 1)} begrüßte er ihn. »Herr, du siehst in mir den Wali dieser Ortschaft, und als solcher muss ich dich fragen, wer ihr seid, woher ihr kommt, und was ihr bei uns suchet.«

Bereitwillig gab der Arzt Auskunft. Er erzählte auch, wie die Dhau durch den Sturm aus ihrem Kurs kam, wie die Reisenden durch das plötzliche Erscheinen eines Lichts veranlasst wurden, an der Küste zu kreuzen, und wie sie am Morgen diese kleine Bucht aufgefunden hätten.

Bei Erwähnung des Lichtscheins erschrak der Wali so sehr, dass er merklich zu zittern begann. Aber er suchte sich zu fassen und verzog sein raubvogelartiges Gesicht zu einem Grinsen, das ein freundliches Lächeln vorstellen sollte.

»Herr!« sagte er, »ihr habt euch getäuscht. Licht oder einen Feuerschein könnt ihr nicht wahrgenommen haben. Denn unser Dorf ist an der Küste weit auf und ab die einzige Ortschaft. Die in unseren Hütten brennenden

Feuer können aber vom Meer aus nicht gesehen werden, weil sie innerhalb der lebenden Mauer von Bäumen und Hecken liegen, die den Eingang zur Bucht verdeckt. Ihr habt euch also getäuscht.«

»Ein Irrtum ist unmöglich, weil wir alle das Licht gesehen haben«, erwiderte der Doktor, »und das war auch ein Glück für uns. Sonst wäre unser Schiff wahrscheinlich gestrandet.«

»Nein, nein«, entgegnete der Wali, heftig den Kopf schüttelnd, »woher sollte an dieser Küste ein Licht kommen? Schlagt euch die Sache aus dem Sinn, Herr!«

»Ist denn kein Hafen, keine größere Stadt in der Nähe? Und wo befinden wir uns eigentlich?«

»Auf dem Festland von Sansibar. Die Küste ist unserm Sultan unterworfen. Der nächste Hafen aber ist jener von Kiwindsche; da er aber über hundert Seemeilen von hier südwärts liegt, könnt ihr das Blinkfeuer des dortigen Leuchtturms auch nicht wahrgenommen haben.«

»Ein Blinkfeuer war es auch nicht«, sagte der Arzt nachdenklich.

»Wollt ihr denn lange bei uns bleiben?« fragte der Wali mit gespanntem Gesichtsausdruck. Wie es dem Doktor vorkam, wäre es dem arabischen Würdenträger wohl am liebsten gewesen, wenn die Fremden schnellstens wieder abgereist wären. Doch das ging nicht an. Sie waren von

den Strapazen der stürmischen Fahrt so erschöpft, dass sie sich unbedingt zuerst einigermaßen erholen mussten.

»Wir werden uns nur so lange bei euch aufhalten«, sagte daher der Arzt, »bis wir ausgerastet haben und wieder zu Kräften gekommen sind. In zwei, höchstens drei Tagen wird das der Fall sein, und bis dahin dürfte auch das Meer sich beruhigt haben. Dann setzen wir unsere Reise nach der Stadt Sansibar fort.«

»Ja«, stimmte der Wali bei, »tut das, – je eher desto besser. Denn ihr werdet hier nur wenig Bequemlichkeit finden. Auch sind die Leute im Dorf sehr arm, und deshalb Lebensmittel nur schwer aufzutreiben«

»Da wir alles bar bezahlen, hoffe ich doch zu bekommen, was wir brauchen. Ich will gleich mit deinen Schwarzen reden.«

»Verstehst du denn auch das Kisuaheli, die Sprache der Neger an unserer Küste?« fragte der Wali verwundert.

»Gewiss, da ich schon zwei Jahre in euerm Lande gelebt habe.«

»Aje! Nun, dann wünsche ich dir Glück zum Handel mit den Leuten meines Dorfes. Salem aleikum, Sidi Hekim!«

»Aleikum salem, Sidi Wali!« erwiderte der Doktor höflich.

Damit schloss das Gespräch der beiden. –

Note 1

Arabisch; eigentlich Salam aleikum, »Friede sei euch«, die gewöhnliche Grußformel, die dann mit Aleikum salam erwidert wird.

[Back](#)

4.

Der Schiffer und sein Matrose hatten unterdessen die Zelte der Reisenden aus der Dhau ans Ufer gebracht, sie dort aufgeschlagen und mit Matratzen ausgestattet. So erhielten die vier Europäer ein in ihrer gegenwärtigen Lage gar nicht zu verachtendes Unterkommen. Denn eine etwa leer stehende Negerhütte zu beziehen, hätte sich schon aus Gründen der primitivsten Reinlichkeit nicht empfohlen, während ein längerer Aufenthalt unter dem niedrigen Deck der Dhau viel zu unbehaglich gewesen wäre.

Gleich nach der Errichtung der Zelte machte der Doktor sich an den Einkauf von frischen Lebensmitteln. Merkwürdiger Weise verhielten sich aber die Neger sehr zurückhaltend und zeigten anfangs keine Lust, sich in einen Handel mit den Wasunga einzulassen. Erst als der Arzt eine Handvoll deutscher Rupien^{Note 2)} aus seiner Tasche hervorzog, reizte der Klang der glänzenden Silberstücke ihren Erwerbssinn. Dann jedoch brachten sie gerne, was von ihnen verlangt wurde.

Da es auch an Brennholz nicht fehlte, loderte vor den Zelten bald ein kleines Feuer auf, über dem Hühner am Spieß gebraten, Maiskuchen statt des Brotes geröstet und Negerhirse in Töpfen gekocht wurde. Nach der schmalen Schiffskost schmeckte dieses Frühstück, bei dem es auch

Eier und frisches Trinkwasser gab, geradezu vortrefflich.

Die Reisenden hatten, um es einzunehmen, sich im Kreise auf der Erde gelagert. Nachdem sie gesättigt waren, sagte der französische Kaufmann zum Arzt:

»Es ist ein wahrer Segen, Herr Doktor, dass wir Sie bei unserer Gesellschaft haben. Denn was sollten wir ohne Sie anfangen? Wie könnten wir uns zurechtfinden zwischen Arabern und Negern mit Wollköpfen, da keiner von uns anderen sich mit ihnen verständigen kann? Wir sind Ihnen daher zu großem Dank verpflichtet.«

Doch der Doktor wehrte ab.

»Nichts von Dank!« sagte er. »Dass ich als Forschungsreisender einige Kenntnisse und Erfahrungen besitze, versteht sich von selbst. Wenn Sie aber auf meinen Rat etwas geben, so möchte ich Sie einladen, ohne Verzug den versäumten Schlaf nachzuholen und zu diesem Zwecke sich in die Zelte zu verfügen. Wie Sie sehen, sind der Schiffer und sein Matrose uns mit ihrem Beispiel schon vorangegangen. Sie liegen bereits in der Dhau und vergessen im Schläfe auf alle Beschwerden der stürmischen Fahrt. Das gleiche wollen auch wir tun, meine Herren; nur dürfen wir die Vorsicht nicht außer Acht lassen, und deshalb schlage ich vor, dass stets einer von uns Wache hält, während die übrigen drei der Ruhe pflegen. Auch bei Tage muss unser Lager unausgesetzt bewacht werden.«

»Fürchten Sie irgendeine Gefahr für uns, Herr Doktor?« fragte der Schwede.

»Ich kann darauf keine bestimmte Antwort geben. Aber mir gefällt dieser Wali nicht; er hat das ausgeprägteste Spitzbubengesicht, das mir je im Leben begegnete. Auch habe ich die Empfindung, dass hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Der Wali kennt sicher die Bedeutung des von uns erblickten Lichts, weil er mir hartnäckig einen Irrtum und die Unmöglichkeit, ein solches gesehen zu haben, einreden will. Sein Drängen, wir sollten schnellstens wieder in See gehen, erscheint mir auch auffallend, und ich habe ihn sogar im Verdacht, dass er die Neger anstiftete, uns keine Lebensmittel zu verabfolgen, damit wir dadurch zu einer schnelleren Abreise gezwungen wäre.«

»Was könnte den Mann veranlassen, sich feindselig gegen uns zu erweisen?«

»Darüber habe ich zur Zeit nicht einmal eine Vermutung. Nur ein undefinierbares vages Gefühl warnt mich vor ihm und sagt mir, dass wir auf unserer Hut sein müssen. Immerhin weiß ich aber jetzt vom Wali, wohin wir vom Sturm verschlagen wurden.«

»Ah! Und wo befinden wir uns, Herr Doktor?«

»Auf dem Festland von Sansibar an der Küste Ostafrikas. Der Wali sagte mir nämlich, dass etwa 100

Seemeilen südlich von dieser Bucht die Hafenstadt Kiwindsche liege, und da die Suahelineger mit diesem Namen Kiloa bezeichnen, so dürfen wir annehmen, dass wir ungefähr 8 Breitengrade südlich vom Äquator an Land gekommen sind. Ich werde daher diese kleine versteckte, bisher namenlos gebliebene Bucht, in der wir heute eingelaufen sind, in meinen Tagebüchern als »Kiloa-Bucht« aufführen. – Doch es wird Zeit, meine Herren, dass Sie sich zum Schlafen in die Zelte zurückziehen. Die erste Wache bei Tage übernehme ich.«

Doch davon wollte Johannes nichts wissen.

»Nein, Vater!« sagte er. »Ich bitte dich, lass' mich den ersten Wachtdienst tun. Ich bin jung und kräftig und habe die Ruhe nicht so nötig wie du. Zudem fühle ich nicht das geringste Schlafbedürfnis. Im Gegenteil. Ich könnte jetzt nicht einmal schlafen, weil der Eindruck, den dieses fremde Land auf mich macht, viel zu mächtig ist. Zum ersten Mal betritt mein Fuß die afrikanische Erde, zum ersten Mal sehe ich solchen wuchernden tropischen Pflanzenwuchs, zum ersten Mal habe ich auch Gelegenheit, schwarze Menschen in ihrem naturgemäßen gesellschaftlichen Zusammenleben zu beobachten. Das alles interessiert mich so sehr und bewegt meinen Geist derart, dass ich nicht zur Ruhe käme. Lass' also mich, Vater, – ich bitte dich wiederholt darum, – die erste Wache halten und lege du dich schlafen.«

»Wenn nicht bald wieder Negerfrauen, die ich hierher bestellt habe, um ihnen Lebensmittel für unser Abendessen abzuhandeln, zu den Zelten kämen, würde ich deinen Wunsch wohl erfüllen. So aber hat man mir versprochen, ein Zicklein zu bringen, und diesen zarten Braten darf ich mir nicht entgehen lassen. Da du nun mit den Schwarzen nicht reden kannst, muss notgedrungen ich wachen und warten, bis die Leute herbeikommen.«

»Dann bitte ich dich, lieber Vater, erlaube wenigstens, dass ich einen kurzen Spaziergang am Ufer hin mache. Es drängt mich, die Neger mehr in der Nähe sowie ihr Leben und Treiben in den Hütten zu sehen. Ich versichere noch einmal, dass ich nicht das geringste Schlafbedürfnis habe.«

»Wenn du mir versprichst, dich von den Zelten nicht weiter als auf Rufweite zu entfernen –«

»Gewiss, Vater, – gerne.«

»So geh! Nimm aber deinen Revolver mit!« – –

Lächelnd und mit berechtigtem Stolz schaute der Doktor der schlanken und doch kräftig gebauten Gestalt seines Sohnes nach, der elastischen Schritts die linke Strandseite der Bucht gegen das Meer hinging.

»Meinen Johannes umfängt auch schon der Zauber, dem alle Europäer unterliegen, wenn sie zum ersten Mal den Boden des schwarzen Weltteils berühren«, dachte er.

»Ich erinnere mich, wie bei meiner ersten Forschungsreise in Afrika auch mich tagelang der Schlaf floh. So mächtig wirkte das Tropenland auf mich ein.«

Plötzlich fuhr der Doktor auf aus seinem Sinnen. Vor ihm stand, wie aus dem Boden gewachsen, der Wali. Er musste, hinter einem der die Bucht umkränzenden Büsche verborgen, den Weggang des jungen Mannes beobachtet haben.

Ohne sich Zeit zu gönnen, den üblichen Gruß zu sagen, trat er an den Arzt heran.

»Wer ist der junge Mensch, der soeben von dir fortgegangen ist?« herrschte er den Doktor an.

»Es ist mein Sohn«, antwortete der Deutsche, unangenehm berührt von der barschen Anrede des Arabers.

»Dein Sohn? Dann befiehl ihm, schnell zurückzukommen. Mach' hurtig, – rufe ihn zurück, ehe er auf jener Seite der Bucht weiter geht!«

»Warum?« fragte der Doktor, der nicht gesonnen war, der Aufforderung des Wali, ohne ihren Grund zu kennen, blindlings Folge zu leisten.

»Es sollte genügen, dass ich dir solches befehle; denn ich bin der vom Imam eingesetzte Vorsteher dieses Dorfes. Aber um ein Übriges zu tun, will ich dir noch sagen, dass ich allen meinen Untergebenen streng

verboten habe, jenen Weg zu betreten.«

»Und ich sage dir«, erwiderte der Arzt fest, »dass du mir weder etwas zu befehlen noch zu verbieten hast. Wir alle, die wir heute an diese Küste kamen, sind keine Untertanen des Imams von Sansibar und noch weniger sind wir deine Untergebenen. Wir stehen vielmehr, – bedenke das wohl, o Wali, – auch in deinem Dorf immer noch unter dem Schutz unserer Konsuln.«

Der Araber biss sich auf die Lippen. Es war ihm bekannt, dass in Sansibar die Konsuln der europäischen Staaten residieren, und er wusste auch, dass jene Herren nicht mit sich spaßen lassen.

»Du willst also deinen Sohn nicht zurückrufen?« fragte der Wali, indem er aus seinen düsteren Augen dem Arzt einen Blick zusandte, in welchem letzterer verhaltene Wut, aber auch eine große Angst entdecken zu können glaubte.

»Gewiss nicht, wenn du mir keinen stichhaltigen Grund dafür angeben kannst«

»Nun, so höre denn! Als ich das Verbot erließ, den Weg links um die Bucht herum zu begehen, hatte ich nur die Sicherheit der Dorfbewohner im Auge. Denn auf dem kleinen bewaldeten Hügel, den du dort siehst, hausen«, – hier dämpfte der Wali seine Stimme zu einem Flüstern, – »unzählige Dschinns.«

Der Deutsche lachte laut.

»Wie? du lachst?« verwies ihm das der Wali. »Weißt du nicht, dass die Dschinns keine Geschöpfe Allahs des Allgütigen und Allerbarmers sind, sondern dass der Scheitan sie formte und als Feinde des Menschengeschlechts aus der Gehenna losließ? Fürchtest du dich nicht vor ihrer Rache?«

»Nein! Die arabischen Gespenster, die nur in eurer Einbildung bestehen, fürchtet kein Europäer. Ich – –«

Der laute Knall eines Schusses schnitt dem Arzt das Wort vom Munde ab.

»Wehe, wehe!« stöhnte der Wali, mit zuckenden Fingern an seinem Bart zerrend. »Der Schuss hat sicher alle auf dem Hügel und in seinem Innern wohnenden Dschinns aus ihrer Ruhe aufgestört.«

Da der Schall von der Gegend hergekommen war, wo der Arzt jetzt seinen Sohn vermutete, legte er seine Hände zu einer Art Sprachrohr zusammen und rief durch dasselbe über die Bucht hinüber:

»Hast du geschossen, Johannes?«

»Ja, Vater! Auf einen Vogel«, tönte es zurück. »Und dabei habe ich eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht.«

»Komm' zurück zu den Zelten, Johannes!«

»Ich bin schon auf dem Wege, Vater!« –

★ ★ ★

Note 2

Silbermünze für Deutsch-Ostafrika mit Brustbild des Kaisers im Helm. Ihr Wert beträgt 1 M 36 Pfg.

[*Back*](#)

5.

Bald darauf erschien die schlanke Gestalt des Jünglings zwischen dem Gebüsch, das den Strand der Bucht umsäumte. Als Johannes sich den Zelten so weit genähert hatte, dass man seine Züge unterscheiden konnte, bemerkte der Arzt auf dessen Antlitz den Ausdruck einer hochgradigen Erregung. Noch ehe der junge Mann ganz zu ihm herangetreten war, sagte daher sein Vater:

»Fasse dich und lass' dir vor diesem Dorfrichter nichts anmerken, wenn dir vielleicht etwas Seltsames begegnet ist. Ich habe allen Grund, dem Araber zu misstrauen, und halte ihn für einen Spitzbuben, der entweder auf ein Verbrechen sinnt oder ein solches zu verbergen hat. – Und nun erzähle mir ganz ruhig, welche merkwürdige Entdeckung du gemacht zu haben glaubst.«

»Lieber Vater«, entgegnete Johannes, der mittlerweile an des Arztes Seite getreten war, »erscheint es nicht auch dir sehr merkwürdig, dass in diesem versteckten Erdenwinkel, nämlich auf dem bewaldeten Hügel, den man von hier aus ganz deutlich erblickt, ein altersgrauer runder, aus festen Quadersteinen erbauter Turm steht, dessen Fuß die Meereswellen benetzen, und in dessen mit Eisen vergitterten Gewölben oder Kellern schwarze Menschen gefangen gehalten werden?«

»Was sagst du da!« rief der Arzt überrascht aus.

»Die reine Wahrheit. Ich schlenderte, nachdem ich die letzten Hütten des Dorfs hinter mir gelassen, langsam dem Eingang zur Bucht und dem Meer entgegen, als ich plötzlich in geringer Entfernung vor mir ein altes Gemäuer erblickte. Was es war, konnte ich nicht gleich erkennen, weil das ringsum wuchernde Gebüsch mir die Aussicht teilweise versperrte. Aber ich bemerkte einen gut ausgetretenen Fußpfad, der sich durch die Pflanzenwirrnis hinschlängelte, und als ich diesen verfolgte, stand ich bald vor dem alten Bauwerk. Ich sah einen dicken, aus rundbehauenen Steinen zusammengefügt Turm, der mit seinem Fuß bis auf den Meeresspiegel hinabreichte, und der sich an den Hügel anlehnte, ja zum Teil in ihn hineingebaut schien. Die glaslosen Fensterhöhlen des Turms waren mit starken eisernen Gittern versehen. Noch ehe ich näher hintreten und den mir rätselhaften Bau genau betrachten konnte, bemerkte ich aber einen großen Vogel mit prächtigem bunten Gefieder, der auf der Spitze eines Baumes sitzend, mit klugen, gleichsam verwunderten Augen auf mich herabsah. Der Wunsch, schon in der ersten Stunde nach meiner Ankunft in Afrika ein so schönes Tier zu erbeuten, ließ mich plötzlich auf den alten Turm vergessen und raubte mir alle Überlegung. Ich zog den Revolver, zielte und schoss – –«

»Natürlich fehltest du aber den Vogel«, ergänzte der Arzt, weil Johannes einen Moment zögerte, dessen Rede.

»Ja, Vater! Der Schuss ging daneben. Ich hatte eben nicht bedacht, dass es sehr schwer ist, mit dem Revolver ein hoch über uns befindliches Ziel zu treffen. Dagegen hatte mein voreiliges Knallen einen anderen, ganz unerwarteten Erfolg.«

»Du machst mich neugierig.«

»Urteile selbst, Vater! Kaum war der Schuss gefallen, da erweckte er ein sonderbares Echo. Ein vielstimmiges Wimmern, Seufzen und Stöhnen war es, untermischt mit abgerissenen, mir unverständlichen Worten, die mir wie Klagelaute vorkamen. Und als ich mich der Richtung zuwandte, woher das Jammern ertönte, überzeugte ich mich sofort, dass es aus dem alten Turm herausklang. Denn an den vergitterten Fenstern erschienen mit einem Male die Gesichter vieler schwarzen Menschen, die mit erschrockenen verzerrten Mienen auf mich herstarrten. Zweifellos werden in jenem Turm eine Menge Neger gefangen gehalten. Mir aber wurde die Sache plötzlich unheimlich; ich machte mich auf den Rückweg.«

»Und mir verschafft dein Abenteuer volle Klarheit in allem, was mir bisher dunkel erschien, und wofür mir das Verständnis abging. Ich kann mir jetzt das Licht erklären, das wir heute Nacht beobachteten; ich weiß nunmehr auch bestimmt, dass der braune Kerl neben uns ein ausgemachter Lump ist, der sein Amt scheußlich missbraucht – –«

»Was hat dir dein Sohn erzählt?« fiel ihm da der Wali ins Wort. Er hatte dem Bericht des jungen Mannes mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, obwohl er keine Silbe von der ihm fremden Sprache verstand. Aber aus seinen unruhigen Augen und starren Zügen konnte man deutlich Angst und Argwohn herauslesen. Es war leicht zu sehen, dass er vor Begierde brannte, alles zu erfahren, was dem Jüngling bei seinem Gang um die Bucht begegnet war.

Dem Arzt fiel es aber gar nicht ein, die Wissbegierde des alten Arabers zu befriedigen. Er hatte seine guten Gründe, ihm die Entdeckung, welche Johannes gemacht, zu verschweigen.

»Mein Sohn erzählte mir«, sagte er daher möglichst gleichgültig, »dass er auf einen Vogel geschossen, ihn jedoch gefehlt hat.«

Der Wali schüttelte den Kopf. Augenscheinlich genügte ihm diese Antwort nicht.

»Um nur das zu melden, hätte der junge Sidi nicht so viele Worte machen müssen. Oder leidet er an Geschwätzigkeit wie die meisten unreifen Leute?« entgegnete der Araber mürrisch. »Sage mir die Wahrheit! Was ist ihm noch weiter zugestoßen bei seiner Wanderung?«

»Nichts.«

»Hat sein Schuss nicht die Dschinns aufgeschreckt? Hörte er kein Weinen oder Schreien?«

»Wali! Mir scheint, die Geschwätzigkeit ist in deinem Dorf ein Übel, das auch den Greisen anhaftet. Denn du belästigst mich schon eine geraume Weile mit unnützen Fragen und Reden. Wisse denn, von euren Dschinns hat mein Sohn keine Spur wahrgenommen; er besitzt nicht einmal eine Ahnung davon, dass es solche Gespenster geben soll. Und nun, nachdem ich dir Aufschluss gab, soweit ich ihn geben konnte, lass' mich wieder meine eigenen Geschäfte besorgen! Ich sehe dort eine Negerfrau, die mir das versprochene Zicklein bringt, und muss jetzt mit dieser unterhandeln. Deshalb sage ich: Salem aleikum, Wali!«

Mit einem giftigen Blick auf den deutschen Arzt, und ohne den Friedenswunsch zu erwidern, entfernte sich der also kurz und bündig verabschiedete Wali. –

Unterdessen hatte Johannes auf seines Vaters Wunsch sich ins Innere des Zelts begeben, um dort den Schlaf zu erwarten. Aufklärung über die Schlüsse, welche der Doktor aus seinem Abenteuer beim alten Turm gezogen, sollte der Jüngling erst erhalten, sobald er und die zwei anderen Weißen ausgeschlafen hätten. Dr. Bender war nämlich der Meinung, dass die Gefährten sicher das gleiche Interesse an der Sache hätten wie er selbst.

Dann begann der Doktor mit der Negerfrau um das zu

einem Abendschmaus bestimmte Zicklein zu feilschen. Da es aber zu den Gewohnheiten der schwarzen Menschen gehört, für alles, was sie zu verkaufen haben, einen Preis zu fordern, der den Wert der Ware um mehr als das Zwanzigfache übersteigt, so dauerte es länger als eine Stunde, bis Herr Bender endlich mit der Negerin handelseins wurde.

Mittlerweile war aber die Zeit so weit vorgeschritten, dass die Sonne gerade im Zenit stand, als die schwarze Frau wieder nach dem Dorf zurückkehrte. Dr. Bender holte daher sein astronomisches Besteck aus dem Zelte und bestimmte genau die Lage des kleinen, von ihm »Kiloa-Bucht« genannten Einschnitts in die Küste. Hierauf verzeichnete er die Ortsbestimmung sorgfältig in seinem Tagebuch.

Erst nachdem dies alles geschehen, weckte er den französischen Kaufmann, übertrug ihm die Wache und suchte dann selbst das Zelt auf, um sich dem Schlaf zu überlassen. –

* * *

6.

Der Schwede und der Franzose waren am Morgen nach dem eingenommenen Frühstück bald in einen so tiefen Schlaf gefallen, dass alles, was außerhalb der Zelte vorging, für sie verloren war. Sie wussten daher nichts vom Ausflug des jungen Johannes nach dem angeblich von Dschinns bevölkerten Hügel, nichts von der Unterredung, die der Wali deshalb mit dem Doktor gepflogen; sie hatten den Knall des Schusses nicht gehört und es war ihnen unbekannt, welche Entdeckungen der Sohn des Arztes gemacht hatte.

Um so mehr Interesse nahmen sie an der Sache, als ihnen der Doktor nach dem Nachtessen ausführliche Mitteilungen davon machte und die Schlüsse bekannt gab, die er aus den sonderbaren Vorkommnissen gezogen hatte.

»Meine Herren!« leitete der Arzt, nachdem er das Abenteuer seines Sohnes kurz erzählt hatte, seine Schlussfolgerungen ein, »ich habe dem Wali vom ersten Moment an, da ich ihn erblickte, misstraut und ihn für einen Burschen gehalten, der lichtscheue Dinge zu verbergen hat. Die Entdeckung, die mein Johannes machte, bestätigt nun meinen Verdacht im vollsten Maße. Denn der Wali ist – entweder selbst ein Sklavenhändler oder er steckt mit anderen arabischen Sklavenhändlern

unter der Decke.«

»Was sagen Sie?« rief der Franzose lebhaft aus.

»Es ist nicht anders«, fuhr der Arzt fort; »denn hören Sie nur: Die vielen Neger, die in einem alten Turm hinter eisernen Gittern gefangen gehalten werden, sind zweifellos von Sklavenjägern im Innern des Landes geraubt und hiehergebracht worden, wo der Wali sie so lange versteckt hält, bis er sie auf eigene Rechnung oder gegen einen Anteil am Gewinn an arabische Händler übergeben kann. Diese verfrachten sodann die menschliche Ware nach den orientalischen Sklavenmärkten und verkaufen sie dort. Zum Versteck, wie er's sich passender gar nicht wünschen könnte, dient ihm aber der feste alte Turm.«

»Wie kommt nur ein solcher hieher in diese Wildnis?« meinte Herr Erikson nachdenklich.

»Er ist ein Überbleibsel aus der Portugiesenzeit, wie sich deren noch da und dort an der Küste Ostafrikas vorfinden«, erklärte der Arzt. »Als nämlich der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama im Jahre 1497 den Seeweg um die Südspitze Afrikas nach Indien entdeckt und das Kap der guten Hoffnung glücklich umschiffte hatte, segelte er die afrikanische Ostküste entlang nach Norden, gelangte nach Sofala, Mosambik, Quiloa und Mombaza und nahm die ganze Küste bis hinauf zum Äquator für die Krone Portugal in Besitz. Um

diese neuen Erwerbungen vor feindlichen Einfällen und Seeräubern möglichst zu schützen, legten die Portugiesen schon bald darauf Befestigungen an der Küste an, die sie Kastelle nannten, und die so massiv erbaut waren, dass sich manche von ihnen bis auf unsere Zeit erhalten haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch der Turm, der jetzt zum Gefängnis für arme unglückliche Neger dient, ein solches Kastell war, und dass wir also in ihm ein Überbleibsel aus dem 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts sehen. Denn um die letztgenannte Zeit verloren die Portugiesen alle ihre Besitzungen nördlich von Mosambik an den Imam von Maskat; unter dessen Herrschaft das Land in verschiedene kleine Staaten zerfiel. Erst 1856 sammelte Seyid Medschid, ein Sohn des damaligen Imams von Maskat, alle jene Staaten wieder unter seinem einzigen Zepter und gründete dadurch das jetzige Sultanat Sansibar.«

»Herr Doktor, ich bewundere Ihr vielseitiges Wissen!« rief der Franzose, Herr Lancier, aus.

»Halten Sie es nicht für selbstverständlich, dass jemand, der ein Land durchforschen will, sich zuerst auch mit dessen Geschichte bekannt macht?« sagte der Arzt lächelnd. »Doch um wieder auf Dinge zu kommen, die uns näher liegen, will ich Ihnen erklären, weshalb ich den Wali für einen Sklavenhändler oder wenigstens für einen Komplizen von solchen halte.«

»Ich bin sehr begierig, dies zu hören«, sagte der Franzose.

»Schon bei unserer Landung fiel mir seine unangenehme Überraschung auf, als er sah, dass der Dhau vier Europäer entstieg statt der arabischen Handelsfreunde, die er sicher erwartet hatte. Ich sage, er hatte sie sicher erwartet und er erwartet ihre baldige Ankunft auch jetzt noch; denn das verrät mir sein ganzes Benehmen. Als Europäer, die den Handel mit schwarzem Menschenfleisch verabscheuen, sind wir ihm nämlich bei dem, was er vorhat und was in kürzester Zeit vor sich gehen soll, im höchsten Grade unbequem.«

»Was hat er denn vor?« fragte der schwedische Kaufmann.

»Die gefangenen Neger auf einer arabischen Sklavendhau einzuschiffen. Davon sollen wir aber nichts ahnen und noch weniger etwas sehen.«

»Was Sie sagen!«

»Gewiss, meine Freunde, so ist es«, fuhr der Arzt, ohne den Zwischenruf zu beachten, fort. »Aus diesem Grunde, nämlich um uns zu veranlassen, einem ungastlichen Strand schnellstens wieder den Rücken zu kehren, hetzte er die Neger auf, uns keine Lebensmittel zu verkaufen. Und als ihm das nicht gelang, ersann er das abgeschmackte Märchen von den im Hügel wohnenden

Gespenstern. Denn damit wollte er uns wenigstens von dem alten Kastell fernhalten und verhindern, dass wir den Schlupfwinkel entdecken, wo er die Ware für seinen schwunghaften Menschenhandel zu verbergen pflegt.«

»Schwunghaft? Woraus schließen Sie das?« fragte der französische Kaufmann wieder.

»Hat nicht mein Johannes berichtet, dass ein gut ausgetretener Fußpfad durch das Gebüsch zum Kastell hinführt? Das ist doch ein unwiderleglicher Beweis, dass das alte Bauwerk sehr oft als Gefängnis für Neger benützt wird, und dass also der Handel mit ihnen blühen muss. Andernfalls wäre der Weg zum Kastell nicht so leicht erkennbar. Wenn er nur selten begangen würde, hätte der tropische Pflanzenwuchs schnell jede Spur davon überwuchert.«

»Ihr Scharfsinn ist erstaunlich! Wollen Sie mir noch zwei Fragen gestatten?«

»Gerne.«

»Warum kamen die gefangenen Neger, nachdem Ihr Sohn geschossen hatte, schreiend und weinend an die Fenstergitter?«

»Weil sie den Knall für das Zeichen hielten, dass sie eingeschifft werden sollten. Die arabischen Händler pflegen nämlich, bevor sie die Gefängnisse öffnen, um die darin verwahrten Sklaven auf ihre Dhau zu bringen,

stets eine Anzahl blinder Schüsse abzufeuern. Sie beabsichtigen damit die Gefangenen einzuschüchtern und von jedem Widerstand abzuschrecken. Denn die weit im Innern des Landes geraubten Schwarzen haben vor dem Meere, das sie niemals gesehen, eine solche Furcht, dass sie sich schon oft ihrer Einschiffung widersetzen.«

»Ich begreife. Und warum, Herr Doktor, glauben Sie, dass der Wali die Ankunft einer Sklavendhau schon bald erwartet?«

»Weil er ihr bereits Signale gibt.«

»Signale?!« machte der Franzose gedehnt.

»Um mich noch präziser auszudrücken, will ich sagen, er habe ihr heute Nacht ein Signal geben wollen. Das seltsame Licht, welches wir sahen, – –«

»Ah – wahrhaftig!«

»– – es stammte her aus einer Laterne, die der Wali in einem Fenster des alten Kastells aufgestellt hatte. Darum erschien es uns nur klein, aber stetig und über die Meeresfläche wenig emporragend. Das Kastell ist ja auch ein verhältnismäßig nur niedriger Bau. Das Licht aber hatte den Zweck, der Dhau, wenn sie nächtlicher Weile eintreffen sollte, die Einfahrt in die Bucht zu signalisieren. Bei Tage werden die Sklavenhändler jedenfalls gewisse Landmarken kennen, nach welchen sie die Lage der Bucht bestimmen und den Zugang zu ihr

leicht auffinden.«

»Herr Doktor!« nahm nunmehr der Schwede Erikson das Wort, »Ihre Schlüsse sind so logisch und zwingend, dass ein Zweifel daran nicht aufkommen kann. Wir wissen jetzt bestimmt, dass uns das rätselhafte Licht den Weg zum Schlupfwinkel von Sklavenhändlern gewiesen hat. Aber weil wir dies wissen, drängt sich noch eine andere Frage auf. Ist der längere Aufenthalt in dieser Bucht nicht mit Gefahren für uns verbunden?«

»Solange die vom Wali erwarteten fremden Araber nicht angekommen sind, glaube ich nicht, dass wir etwas zu befürchten haben«, antwortete der Arzt nach einigem Besinnen. »Wenn der Wali in seinem Dorf jedenfalls auch Helfershelfer haben muss, – denn die Leute, die den Gefangenen die Kost bereiten und ins Kastell tragen, sind sicher auch in seine Geschäfte eingeweiht, – so wird er sich dennoch hüten, mit vier wohlbewaffneten Europäern anzubinden, um so mehr, weil er damit rechnen muss, dass unsere zwei Schiffsleute gleichfalls gegen ihn Partei nehmen würden. Anders freilich steht die Sache, sobald er einen Rückhalt an den fremden Sklavenhändlern erhält. Diesen nämlich muss alles daran liegen, dass ihr Tun und Treiben nicht offenbar wird. Sie werden sich sofort an die Seite des Wali stellen und rücksichtslos alles ihnen Hinderliche oder auch nur Zuwidere aus dem Wege räumen.«

»Meinen Sie damit, Herr Doktor, dass die Händler feindselig gegen uns auftreten würden?«

»Ich meine das nicht nur, sondern ich bin überzeugt davon. Sie müssen ja in uns ihre gefährlichsten Feinde sehen, weil wir ihr Gewerbe und den Versteck, wo sie es betreiben, den Engländern verraten könnten, die in diesen Gewässern stets Kriegsschiffe zur Unterdrückung des Sklavenhandels kreuzen lassen. Die eigene Sicherheit der Händler würde deshalb verlangen, mit uns wenig Federlesens zu machen.«

»Was ist unter solchen Umständen zu tun? Geben Sie einen guten Rat, Herr Doktor! Denn ich gestehe offen, dass ich diesen unerwarteten und außergewöhnlichen Verhältnissen nicht gewachsen bin. Oder wissen Sie einen Ausweg?« wandte Herr Erikson sich an den Franzosen.

Doch Herr Lancier schüttelte mit trübseliger Miene den Kopf. Auch ihm ging der Ernst der Lage zu Herzen.

»Sie sehen also, Herr Doktor«, sagte der Schwede wieder zum Arzt, »dass wir uns ganz und gar auf Sie verlassen müssen. Was schlagen Sie vor?«

»Meine Ansicht geht dahin, dass wir die Ankunft der Sklavendhau gar nicht abwarten dürfen«, erwiderte der Arzt. »Ich rate daher, uns ohne Verzug mit einigen Lebensmitteln und mit frischem Trinkwasser zu versehen, dann aber sofort das Segel zu setzen und die Bucht zu

verlassen.«

»Noch in dieser Nacht?«

»Allerdings. Denn das Verhalten des Wali hat uns gezeigt, dass er die Ankunft der Händler stündlich erwartet; sonst würde er auch im alten Kastell kein Lichtsignal geben. Wenn wir also ein Zusammentreffen mit den fremden Arabern vermeiden wollen, dann empfiehlt es sich, unsere Zelte sofort abzubauen. Die Seefahrt wird von jetzt an auch ruhiger verlaufen; denn der Sturm hat sich gelegt, und da wir auch wissen, wo wir uns zur Zeit befinden, so ist ein Abweichen vom Kurs nicht mehr möglich. Wir brauchen nur immer längs der Küste nordwärts zu steuern und werden dabei nicht einmal das Land aus den Augen verlieren«

»Also zu Schiffe! Zu Schiffe!« rief der lebhafteste Franzose.

»Fühlen die Herren sich auch kräftig genug, schon wieder an Bord zu gehen?« fragte der Doktor. »Mein einziges Bedenken ist, dass Ihnen die schnelle Wiedereinschiffung etwa beschwerlich fallen könnte.«

Doch da sowohl der Schwede wie der Franzose versicherten, völlig ausgeruht zu haben, und weil auch Abdul ben Eddin und sein Bootsknecht keine Einwendungen gegen die Abfahrt erhoben, gab der Arzt den Befehl, die Zelte abzuschlagen und wieder in der

Dhau zu verstauen.

Kaum hatte der Wali erfahren, dass die Europäer Vorbereitungen trafen, die Bucht zu verlassen, da erschien er auch neuerdings am Ufer. Diesmal zeigte er aber eine kriechende Freundlichkeit, und als er hörte, dass die Weißen nur noch Trinkwasser und Lebensmittel einnehmen wollten, um gleich nach Sonnenuntergang die Bucht zu verlassen, trieb er selbst einige herumlungernde Neger an, alles Nötige herbeizuschaffen.

Bei Einbruch der Dämmerung war die Dhau bereit, wieder in See zu gehen. Sie kehrte ihren Bug dem Ausgang der Bucht zu, und unter dem Druck des gespannten Segels glitt sie graziös durch die Wellen.

»Allah beschütze euch!« rief der Wali den Insassen des Fahrzeugs nach. »Salem aleikum!«

»Salem aleikum!«

»Salem aleikum!« gab der Doktor zurück. Bei sich aber dachte er: »Alter Spitzbube, dich durchschaue ich! Du glaubst jetzt vor uns sicher zu sein; aber – vielleicht mache ich dir doch einen Strich durch die Rechnung.« –

* * *

7.

Obwohl der Sturm ausgetobt hatte, war das Meer doch unruhig und das kleine Schiff wurde von den Wogen mächtig geschaukelt, nachdem es die Bucht hinter sich gelassen und die offene See gewonnen hatte.

Die Herren Erikson und Lancier sowie Johannes begaben sich daher in die gemeinsame Kajüte; nur der Arzt blieb auf Deck und nahm neben dem das Steuer führenden Bootseigner Platz.

Die kurze Tropendämmerung war der schnell sich hernieder senkenden Nacht gewichen. Am Firmament, das nur da und dort noch dünne Wolkschleier bedeckten, glänzten die Sterne, nicht gleich flimmernden Punkten, wie sie unter nördlichen Himmelsstrichen erscheinen, sondern groß und strahlend wie Feuerbälle.

Es war eine feierliche Nacht, deren Stille nur unterbrochen wurde vom leisen Wehen des Landwinds, gerade hinreichend, das Segel des Boots mäßig zu füllen, und vom Geräusch der noch immer aufgeregten, an die Schiffswand klatschenden Wellen.

»Welchen Kurs soll ich steuern, Sidi?« fragte Abdul ben Eddin, als die Dhau schon ziemlich weit von der Küste entfernt war. »Du wirst jetzt wohl den kürzesten Weg nach dem Hafen von Sansibar kennen, da du heute die Sonne und später den Stand der Gestirne beobachten

konntest.«

»Gewiss kenne ich ihn«, antwortete der Arzt. »Unser Kurs geht nordwärts der Küste entlang. Das Land bleibt stets zu unsrer Linken. Wenn du mir aber einen Wunsch erfüllen willst, so kreuze noch einige Zeit vor der Bucht, die wir soeben verlassen haben. Die Verzögerung unserer Fahrt wird voraussichtlich nicht lange dauern, und ich will dir für deine Mühe noch extra ein Bakschisch von zwei Rupien geben.«

Das Versprechen eines Bakschisch übt im ganzen Orient eine zauberhafte Gewalt aus und zeigte auch im gegenwärtigen Falle seine Wirkung.

»Gerne, gerne tue ich das«, rief der Schiffsführer aus. »Aber sage mir, Herr, was suchst du noch in der Nähe der Bucht?«

»Ich möchte das geheimnisvolle Licht wieder erblicken, das wir in der vergangenen Nacht sahen.«

»Aje! Und du glaubst, es wird auch heute wieder leuchten?«

»Wenn mich meine Voraussetzungen nicht täuschen, so wird es sogar recht bald erscheinen.« –

Der Araber schwieg und auch der Arzt setzte das Gespräch nicht fort. Dagegen schauten beide Männer aufmerksam nach Westen hinüber. Die niedrige Küste ließ sich im nächtlichen Dunkel nicht mehr erkennen; sie

schien mit dem Meer zusammenzufließen.

Wohl zehn Minuten mochten die zwei Männer schweigend beisammen gesessen sein, da berührte der Schiffsführer plötzlich die Schulter des Arztes.

»Dort – dort!« sagte er nur; aber der heisere Ton seiner Stimme verriet ein gewisses abergläubisches Entsetzen. Denn er hatte den ganzen Tag, mit Ausnahme der zweimaligen Pausen während der Mahlzeiten, in seinem Boot geschlafen, weshalb der Doktor keine Gelegenheit gefunden hatte, auch ihn über die vom jungen Johannes gemachte Entdeckung und über die Schlüsse, die er, der Arzt, daraus gezogen, aufzuklären.

Als sich daher die Voraussage des Doktors erfüllte, und das geheimnisvolle Licht auch heute wieder in Gestalt eines kleinen, scheinbar auf dem Meeresspiegel liegenden Flämmchens sich zeigte, kam dem uneingeweihten Abdul ben Eddin die Sache unheimlich vor, und er konnte sich eines gelinden Schauers nicht erwehren.

Deshalb konnte er auch nur die zwei Worte »dort – dort!« herauspressen und mit zitternder Hand nach Westen hinüber deuten, wo das Licht, wie ein aus dem Meer aufgetauchter Stern, gleichsam auf dem Wasser schwamm.

»Habe keine Angst, Abdul!« sagte der Arzt, der die

unter den Orientalen allgemein grassierende Gespensterfurcht kannte und richtig in ihr die Ursache von des Schiffsführers Aufregung vermutete, »jenes Licht haben keine boshafte Dschinns angezündet, um uns damit ein bevorstehendes Unheil zu prophezeien, sondern dein Landsmann, der Wali des von uns soeben verlassenen Negerdorfs, hat es aufgestellt. Den Grund, warum er es tat, werde ich dir bei gelegener Zeit einmal sagen. Jetzt aber will ich meine Gefährten rufen, damit auch sie das Licht wieder sehen.«

Mit diesen Worten erhob sich der Doktor von seinem Sitz und ging auf die Luke zu, durch welche man zur Kajüte der Passagiere hinunterstieg.

»Kommen Sie auf Deck, meine Herren!« rief er hinab.

Als die drei Europäer auf dem Verdeck versammelt waren, zeigte der Arzt nach der unsichtbar gewordenen Küste hinüber.

»Was sehen Sie dort?« fragte er.

»Ah, das Licht, das Licht ist wieder da!« schrie der Franzose.

»Wissen Sie auch, wo es brennt?«

»Nirgend anderswo, als in dem von Ihrem Sohn aufgefundenen alten Gemäuer. Wenigstens haben Sie, Herr Doktor, uns die Sache derart erklärt.«

»Sie haben ganz recht. Das Kastell in der Kiloa-Bucht

ist der Ort, von dem das Signal, das der tückische Wali den Sklavenhändlern gibt, ausgeht. Er hat eine Laternenkerze angezündet und sie in einem Turmfenster aufgestellt. Und weil der Turm nur niedrig ist, erscheint auch das Licht nur in niedrigem Abstand vom Meeresniveau. Dass dann das Signal heute wieder gegeben wird, bestärkt mich in meiner Ansicht, der Wali –«

»Ein Schiff!«

Dieser Ausruf seines Sohnes nahm dem Sprechenden das Wort vom Munde weg, und die Köpfe der Versammelten drehten sich wie auf Kommando der Richtung zu, wohin der ausgestreckte Arm des jungen Johannes wies. Dort aber zeigte sich, etwa eine Seemeile von der Dhau entfernt, ein Fahrzeug, das einen südlichen Kurs steuerte und nahe an der Küste hinfuhr. Obwohl der Mond noch nicht aufgegangen war, reichte bei der kurzen Entfernung doch das Sternenlicht hin, um die Formen des fremden Schiffs unterscheiden zu können.

Es war unstreitig gleichfalls eine arabische Dhau, aber von bedeutend größeren Dimensionen als das Boot, auf dem sich unsere vier Europäer befanden. Dies ging schon daraus hervor, dass es zwei Maste und ein hohes Verdeck hatte, das auf große Räume im Innern des Schiffes schließen ließ. Der Bug war stark und scharf gebaut; er teilte das Wasser mit Leichtigkeit. Wenn die Dhau an

ihren zwei Masten alle Leinwand aufgespannt hatte, musste sie ein vorzüglicher Segler sein; schon jetzt, wo nur der Hauptmast ein großes Segel trug, flog sie gleichsam mit aner kennenswerter Schnelligkeit über das Wasser hin.

»Ich gehe jede Wette ein«, sagte bei diesem Anblicke der Arzt, »dass jenes Schiff die vom Wali erwartete Sklavendhau ist. Er hatte ihrer Ankunft schon in der vorigen Nacht entgegengesehen und ihr deshalb das Lichtsignal gegeben, damit sie die Einfahrt in die kleine Bucht nicht verfehle. Und – sehen Sie, meine Herren! Schon hat auch die Dhau das Licht wahrgenommen; denn sie ändert jetzt den Kurs und steuert dem Lande zu.«

In der Tat fuhr das fremde Schiff nicht mehr in südlicher Richtung wie bisher, sondern nach Westen und der Küste entgegen. In deren Nähe zog es das Segel ein, und nach wenigen Minuten war vom ganzen Fahrzeug nichts mehr zu erblicken. Gleich darauf verschwand auch das kleine Licht, und wer nicht genau wusste, dass der niedrige dunkle Streifen dort drüben die afrikanische Küste war, hätte sie für eine auf dem Meer liegende Wolkenbank oder für einen aus ihm aufsteigenden dichten Nebel halten können.

»Die Sklavendhau ist nun in die Kiloa-Bucht eingelaufen«, sagte der Arzt nach einer Weile.

»Herr Doktor!« rief der Franzose eifrig aus, »ich habe

schon dort am Lande keinen Zweifel in Ihre Worte gesetzt. Wäre das aber auch der Fall gewesen, so müssten jetzt alle Bedenken verstummen. Alle Schlüsse, die Sie aus der Entdeckung Ihres Sohnes gezogen, sind durch die nachfolgenden Ereignisse als richtig erwiesen worden, und es ist klar, dass wir zufällig den Schlupfwinkel von Sklavenhändlern aufgefunden haben.«

»Ich glaube an keinen Zufall«, erwiderte der Arzt, »und sage deshalb lieber, eine höhere Fügung hat uns nach der versteckten Bucht geführt.«

»Wie Sie wollen! Nur möchte ich gerne wissen, was jetzt den vielen Negern bevorsteht, die der gewissenlose Wali im alten Kastell gefangen hält.«

»Höchst wahrscheinlich werden sie noch in dieser Nacht zu Schiff und dann nach einem der arabischen Sklavenmärkte gebracht, wo sie verkauft werden.«

»Abscheulich! Warum halten Sie es aber für wahrscheinlich, dass man die Neger noch in der Nacht einschifft?«

»Weil der Wali kein Interesse daran hat, sie länger zu füttern. Je schneller er sie loswird, desto höher steigt sein Profit. Da – – horchen Sie, meine Herren! Die Schufte sind schon über ihrem Werk. Wie es scheint, haben sie nicht viel Zeit zu verlieren.«

Deutlich vernahmen die lauschenden Europäer vom

Lande her den schwachen aber unverkennbaren Knall mehrerer, rasch nach einander abgefeuerter Schüsse. Der Westwind hatte den Schall in der Stille der Nacht bis zu ihren Ohren getragen.

»Sind das nicht die Schüsse, mit denen die Sklavenhändler ihre Opfer, wie Sie uns erzählen, vor der Einschiffung einzuschüchtern versuchen?« fragte der schwedische Kaufmann.

»Gewiss«, antwortete der Arzt, »die arabischen Händler wollen den Negern damit zu verstehen geben, welches Los ihnen bei etwaiger Widersetzlichkeit bevorstünde. In der Regel erfüllen die blinden Schüsse auch ihren Zweck, da die waffenlosen Schwarzen sich dann ohne Widerstand auf das von ihnen so gefürchtete Meer bringen lassen.«

»Herr Doktor!« sagte der warmherzige Schwede, »können wir nichts zugunsten der armen Menschen tun? Es geht mir gegen den Mann, ruhig zuzuschauen, wie vor unseren Augen ein ungeheurer Frevel geschieht. Ich fange an, den Wali, der sein Amt so unwürdig verwaltet, ernstlich zu hassen.«

»Leider steht es nicht unserer Macht, den arabischen Schuften ihre Beute abzujagen«, erwiderte der Arzt; »denn das Gesindel befindet sich zweifellos in der Überzahl und würde vor keiner Gewalttat zurückschrecken. Aber da ich an keinen Zufall glaube,

sondern in jedem Ereignis des Walten eines höheren Willens erblicke, deshalb betrachte ich auch unsere Entdeckungen in der Kiloa-Bucht als einen Fingerzeig, dass wir zur Ausführung eines im Voraus bestimmten Werkes ausersehen sind. Darum habe ich mir, schon als ich vom Wali Abschied nahm, vorgenommen, ihm wenn möglich einen Strich durch seine Rechnung zu machen.«

»Bei diesem lobenswerten Vorhaben stehe ich ganz auf Ihrer Seite«, versicherte der Schwede.

»Und ich nicht weniger«, stimmte Herr Lancier bei. »Die Frage ist nur, was wir anfangen sollen, um den unglücklichen Negern zu helfen.«

»Warten wir's geduldig ab«, sagte der Doktor. »Da wir aber im Moment machtlos sind, schlage ich vor, wieder unter Deck zu gehen und zu schlafen. Morgen ist auch noch ein Tag, und es wird gut sein, wenn wir den kommenden Dingen mit frischen Geistes- und Körperkräften entgegentreten können.« –

* * *

8.

Der neue Tag ließ sich herrlich an. Die Sonne stand strahlend am wolkenlosen Himmel und vergoldete die Kämme der während der Nacht fast ganz ruhig gewordenen, nur mäßig sich erhebenden Meereswellen mit flüssigem Feuer.

Die Dhau unsrer europäischen Freunde fuhr mit günstigem Wind, stets die Küste zu ihrem Backbord, nach Norden; der Mast bog sich unter dem Gewicht des voll ausgespannten großen Segels, das eine steife Landbrise blähte. Die vier Passagiere hatten gut ausgeschlafen. Sie saßen im Schatten des Segels auf dem Verdeck und ließen den Wind um ihre Stirne streichen. Denn unter den Tropen versendet die Sonne schon am frühen Morgen glühende Strahlen, und jedes kühle Lüftchen wird als eine angenehme Erfrischung empfunden.

Das Land zur Linken der nach Norden steuernden Dhau zeigte eine eintönige Szenerie. Denn die Küste ist niedrig und die erst weit im Innern sich erhebenden Gebirgszüge sind vom Meer aus nicht erkennbar. Einige Abwechslung in das monotone Bild bringen nur die zahlreichen kleinen, in unregelmäßigen Abständen an der Küste zerstreuten und ihr vorgelagerten Inseln, die fast alle unbewohnt sind und von denen die meisten nicht

einmal einen geographischen Namen haben. Es sind Eilande von unbedeutendem Umfang, die nur wenig über das Meeresniveau hervorragen, aber von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt sind.

Soeben segelte die Dhau wieder bei einer solchen, wie ein grüner Fleck auf dem Wasser liegenden Insel vorüber, da wandte Johannes sich an seinen Vater.

»Mir scheint«, sagte er, »auf diesem weltverlorenen Stückchen Erde müssen sich Schiffbrüchige befinden.«

»Warum glaubst du das?«

»Weil die kleine Insel, die bei jedem heftigen Sturm überschwemmt werden kann, unmöglich zum ständigen Wohnsitz von Menschen sich eignet. Und doch sehe ich Rauch von dort aufsteigen. Sollten also nicht Schiffbrüchige oder sonst auf die Insel Verschlagene uns damit ein Zeichen geben wollen? Vielleicht erwarten sie Hilfe von uns.«

Der Arzt beschattete seine Augen mit der Hand und schaute längere Zeit aufmerksam hinüber zu dem kleinen Eiland.

»Du hast dich getäuscht, Johannes«, sagte er nach einer Weile. »Rauch ist das allerdings. Aber er ist kein Notzeichen von Schiffbrüchigen, sondern qualmt aus dem Kamin eines Dampfers, der uns entgegen kommt, dessen Anblick uns jedoch von der Insel noch verdeckt

wird. Sobald er diese passiert hat, werden wir ihn sehen.«

Wirklich dauerte es auch nicht lange, da bog ein großes Schiff, das südwärts steuernd schwarze Rauchwolken aus seinem Kamin ausstieß, um die mit grünem Tropenwuchs bestandene Spitze der Insel herum und zeigte einen mächtigen schwarzen Rumpf sowie drei schlanke Maste mit jetzt gerefften Segeln.

Im gleichen Augenblick, wo der Dampfer unseren Freunden zu Gesicht kam, hatte dieser auch die Dhau wahrgenommen. Denn an seinem Hauptmast stieg eine Flagge empor, und als sie sich im Wind entrollte, wehte die britische Kriegsflagge in der Luft: ein weißes Flaggtuch, von einem roten Kreuz in vier gleiche Felder geteilt, deren oberes nächst dem Flaggstock von dem roten Andreaskreuz bedeckt wurde. Die kleinen rechtwinkligen, dreieckig geformten Zwischenräume dieses Feldes waren blau, die übrigen drei Felder weiß.

»Ha!« rief der Doktor bei diesem Anblick aus, »ein britisches Kriegsschiff. Gelegener und mehr nach meinem Wunsch hätte uns kein Schiff begegnen können. Ich wiederhole, dass es keinen Zufall gibt, sondern dass wir in jedem Ereignis den Willen der göttlichen Vorsehung zu erkennen vermögen. – Abdul!« wandte er sich dann an den Schiffseigner, »du musst jetzt sofort auch die Flagge deiner Dhau zeigen. Die Herren Engländer sind es nicht gewohnt, lange zu warten.«

Da die Hafenstadt Hodeida, woher die Dhau stammte, in Arabien und zwar in der Landstadt Yemen liegt, die dem türkischen Sultan gehört, so hisste Abdul ben Eddin die türkische Handelsflagge, ein grünes Tuch, in dessen Mitte sich der weiße Halbmond, von einem kreisrunden roten Hof umgeben, befindet.

Aber der britische Dampfer schien dieser friedlichen Flagge nicht recht zu trauen; denn unverzüglich stieg an seinem Hauptmast ein Signal in die Höhe: ein kleiner dreieckiger Wimpel, darunter ein runder Ball und unter ihm ein schmales viereckiges Flaggentuch. In der internationalen Flaggensprache bedeutet dieses Signal einen Befehl, der folgendermaßen lautet: »Ihr habt beizudrehen! Jemand von euch soll an meinen Bord kommen!«

»Der englische Schiffskapitän will mit einem von uns an Bord seines Dampfers sprechen«, erklärte der Doktor den Gefährten die ihnen unverständlichen Zeichen. »Haben Sie Lust, die Fragen des Engländers zu beantworten, Herr Erikson? Oder Sie, Herr Lancier?«

Doch beide vereinten dies mit aller Bestimmtheit.

»Ich wüsste nicht, was ich dem Briten zu sagen hätte«, meinte der Franzose, »um so weniger, da ich kein Englisch spreche und deshalb seine Fragen nicht einmal verstehe. Das beste wird wohl sein, dass Sie, Herr Doktor, an Bord des Dampfers gehen. Sie sind ja ohnehin

der Nothelfer in allen Fährlichkeiten unsrer abenteuerlichen Reise.«

Da auch der schwedische Kaufmann dieser Meinung war, ließ der Arzt sich nicht lange bitten.

»Abdul«, befahl er dem Schiffsführer, »steure dein Boot zum Dampfer hin und lege es hart bei der Schiffstreppe an. Ich will an Bord gehen, weil der britische Kapitän einen von uns verlangt. Vielleicht begehrt er Einsicht in deine Schiffspapiere zu nehmen, weshalb ich dich ersuche, mir den von der Hafenbehörde in Aden ausgestellten Schiffspass anzuvertrauen.« –

In kurzem legte die Dhau bei der mittlerweile herabgelassenen Treppe des Dampfers an, Dr. Bender stieg an Bord.

Der Kapitän und einige seiner Offiziere traten ihm auf dem Hinterdeck entgegen. Sie waren aber sehr erstaunt, statt eines schmutzigen Arabers, wie sie einen solchen erwartet hatten, einen Europäer im Tropenanzug zu erblicken, der sich mit weltmännischem Anstand verbeugte und sie in tadellosem Englisch mit einem »*Good morning, gentlemen!*« begrüßte.

Höflich gaben die britischen Offiziere den Gruß zurück.

»Ich bin überrascht, Sir, statt eines arabischen Schiffers einen Weißen an Bord meines Dampfers zu sehen«,

begann der Kapitän hierauf die Unterredung. »Gestatten Sie, dass ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin William Raleigh, der Befehlshaber dieses Kriegsschiffs Ihrer Britischen Majestät, des Kreuzers ›Fearless‹.

Der Doktor gab sich sodann als Arzt und Forschungsreisender aus München zu erkennen, was den Kapitän zur verwunderten Frage veranlasste:

»Aber sagen Sie doch, Sir, wie es kommt, dass ich Sie in dieser arabischen Nusschale und in Gewässern antreffe, die mit Ausnahme der europäischen Schiffe und der Küstenfahrzeuge sonst nur von verd–Sklavenhändlern befahren werden. Wie gerieten Sie auf eine arabische Dhau?«

In gedrängter Kürze gab der deutsche Arzt die Gründe an, die ihn und seine Gefährten bewogen hatten, in Aden ein Segelboot zu mieten, um mit ihm längs der afrikanischen Küste nach Sansibar zu steuern. Er erzählte auch, wie sie vom Sturm aus ihrem Kurs geworfen und in eine kleine, bisher auf keiner Karte verzeichnete Bucht verschlagen worden waren.

»Wünschen Sie vielleicht, unsere in Aden ausgefertigten Schiffspapiere zu prüfen, um sich zu überzeugen, dass wir harmlose Reisende sind?« fragte der Doktor, nachdem er seine Darstellung beendet hatte.

»Ganz unnötig«, versicherte der Kapitän. »Ihr Wort

genügt mir vollkommen.«

»Da Sie meinem Wort ein solches Gewicht beilegen«, sagte der Arzt, »so werden Sie auch meiner Beteuerung glauben, dass ich in Ihrem Dampfer, als er vorhin hinter dieser Insel hervorkam, ein mir eigens entgegen geschicktes Werkzeug der Vorsehung erblickte.«

»Wieso? Ich verstehe das nicht. Erklären Sie sich näher!«

»Ich weiß, dass britische Kriegsschiffe hauptsächlich zu dem Zweck an der ostafrikanischen Küste kreuzen, um den schmachvollen Handel mit geraubten schwarzen Menschen zu unterdrücken, und nehme an, dass auch Ihrem Schiff, Herr Kapitän, diese Aufgabe zugeteilt ist. Oder sollte ich mich irren?«

»Sie täuschen sich nicht. Die ›Fearless‹ hat wirklich den Befehl, Jagd auf die Sklavendhaus der arabischen Menschenhändler zu machen. Aber welches Interesse nehmen Sie, Herr Doktor, an der Sache?«

»Das Interesse, welches jeder humane Mann für vielleicht Hunderte von geraubten Negern fühlt, die wahrscheinlich schon im gegenwärtigen Augenblick nicht weit von uns in einer großen Dhau übers Meer geführt werden.«

»Was sagen Sie?! Was wissen Sie von einer großen Dhau? Haben Sie etwa kürzlich eine solche gesehen?«

rief der Kapitän, der bei den letzten Worten des Arztes ganz Feuer und Flamme geworden war.

Auch die übrigen Offiziere drängten sich näher an die Sprechenden heran.

Da schilderte denn Dr. Bender in knapper aber anschaulicher Weise alle seine und seiner Gefährten Erlebnisse in der Kiloa-Bucht und überzeugte auch den Kapitän, dass er dort einen fast unauffindbaren Schlupfwinkel von Sklavenhändlern entdeckt hatte.

Als er auf die in der Nacht beobachtete große Dhau zu reden kam, unterbrach ihn der Kapitän Raleigh.

»Wie viel Maste hatte sie?« fragte er mit gespannter Erwartung.

»Zwei. Obwohl nur der Hauptmast ein Segel trug, reichte das Sternenlicht doch hin, um auch den zweiten Mast unterscheiden zu lassen. Die Dhau war überdies von ziemlicher Länge und hatte ein hohes Verdeck.«

»Kein Zweifel«, wandte der Kapitän sich an seine Offiziere, »es war der Sklavenhändler, den wir schon manchmal und gestern wieder vergeblich gejagt haben.« Dann richtete er das Wort wieder an den Arzt. »Diese Dhau«, sagte er, »ist ein vorzüglicher Schnellsegler und hat uns ganz umsonst schon viele Mühe gemacht. Der arabische Schuft, der sie führt, muss ein geriebener und schlauer Bursche sein; denn bisher hat er noch immer

Mittel gefunden, uns zu entwischen, selbst wenn wir ihm nahe auf den Fersen waren. Ein nicht ungewöhnlicher Trick von ihm ist es, so nahe an der Küste hinzufahren, dass ihm wegen des seichten Wassers kein Kriegsschiff folgen kann, und dann während der Nacht an irgendeinem unzugänglichen Landungsplatz zu verschwinden. Aber ich vergeude mit meinem Reden eigentlich nur die Zeit. Sagen Sie mir lieber, warum Sie, Herr Doktor, glauben, dass gerade jetzt ein paar Hundert Schwarze sich auf jener Dhau befinden und unweit von uns nach einem Sklavenmarkt übers Meer gebracht werden.«

Dr. Bender gab bereitwillig Aufschluss über die Beobachtungen, die er in der letzten Nacht gemacht, und berief sich namentlich auf die Schüsse, die er, bald nachdem das Lichtsignal verschwunden, gehört hatte.

»Dann ist es schon so, wie Sie glauben, Sir«, sagte der Kapitän. »Die Neger wurden noch in der Nacht eingeschifft, und die Dhau schwimmt höchst wahrscheinlich schon auf offener See. Wir sind Ihnen für Ihre Mitteilungen zu großem Dank verpflichtet, Herr Doktor, und ich bin froh, dass ich Ihr Boot, das mir anfangs verdächtig vorkam, angehalten habe. Denn sonst hätten wir von Ihren wertvollen Neuigkeiten nichts erfahren. Deshalb lade ich, um mich wenigstens einigermaßen erkenntlich zu zeigen, Sie und Ihre

europäischen Reisegefährten ein, die Fahrt nach Sansibar an Bord meines Schiffes fortzusetzen. Sie werden da besser und bequemer untergebracht sein als in dem kleinen Segelboot. Und Sie werden auch viel schneller nach Sansibar kommen. Denn wenn auch meine Pflicht gebietet, hier noch einige Zeit zu kreuzen, um der von Ihnen gesehenen Sklavendhau den Weg zu verlegen und sie aufzubringen^{Note 3)}, so wird uns diese Aufgabe wohl nicht allzu lang in Anspruch nehmen. Ihr arabischer Schiffer aber kann den Kurs nicht verfehlen, da er nur stets an der Küste hin nordwärts zu segeln braucht. – Nun, Herr Doktor, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?«

»Für mich und meinen Sohn nehme ich ihn mit freudigem Dank an, vorausgesetzt, dass auch die zwei anderen Reisekollegen damit einverstanden sind. Doch daran ist nicht zu zweifeln«, antwortete der Arzt.

In der Tat ergriffen der Schwede und der Franzose die Gelegenheit, die Fahrt auf einem Dampfer fortsetzen zu können, mit beiden Händen. Der Kapitän Raleigh ließ deshalb die Reiseeffekten der vier Europäer durch einige Matrosen auf sein Schiff bringen, und Abdul ben Eddin erhielt vom Doktor schon jetzt nicht nur seinen vollen Lohn ausbezahlt, sondern überdies ein so reichliches Bakschisch, dass er von seinen Passagieren mit freudigem Gesicht Abschied nahm und Allahs reichsten Segen auf sie herabwünschte.

Nachdem derart alles zur beiderseitigen Zufriedenheit geordnet war, bestiegen die vier Reisegefährten das Kriegsschiff. Die ›Fearless‹ dampfte nach Süden, Abduls Dhau segelte nordwärts, dem Hafen von Sansibar entgegen. –

* * *

Note 3

Ein Schiff wegnehmen, als Prise erklären.

[Back](#)

9.

»Haben Sie eine Meinung darüber, Sir, wie weit wir von der versteckten Bucht entfernt sind, die von Ihnen die Kiloa-Bucht genannt wurde?« fragte Kapitän Raleigh den deutschen Arzt, der wieder auf Deck gegangen war, nachdem er sich und die Gefährten in den ihnen angewiesenen Kajüten installiert hatte. »Ich möchte dies gerne wissen«, fuhr der Kapitän fort, »weil ich darnach berechnen kann, ob wir schon bald jene verwünschte Sklavendhau sighten werden, oder ob ich noch länger hier herum kreuzen muss.«

»Nach meiner Schätzung kann es keine bedeutende Entfernung sein«, gab der Arzt zur Antwort; »denn unsere Dhau war kein Schnellsegler, und obgleich wir günstigen Wind hatten, glaube ich nicht, dass wir in der Nacht mehr als 20 englische Seemeilen^{Note 4)} zurückgelegt haben. Es handelt sich also nur mehr um die Abfahrt des Sklavenhändlers aus der Bucht. Da er nach seiner Landung daselbst ungesäumt die Neger einschiffte, wird er wohl auch ebenso schnell das nötige Trinkwasser und die Lebensmittel eingeladen haben. Er konnte also bis zum Morgen mit den Vorbereitungen zu seiner Abfahrt fertig sein, und wenn er die Bucht bei Tagesanbruch verließ, so werden wir ihn wohl gegen Abend irgendwo in unser Gesichtsfeld bekommen. Dabei

nehme ich allerdings an, dass er den nämlichen Kurs zurücksteuert, den er gekommen ist. Wenn er aber statt dessen nach Osten gesegelt sein sollte, dann freilich ist meine Kombination unrichtig.«

»Das macht mir jetzt, wo ich weiß, dass der Bursche in unserer Nähe sein muss, keine Sorge. Ich kreuze so lange und fahnde so lange auf ihn, bis ich ihm, sei er wo er wolle, den Weg verlegt habe. Dagegen fürchte ich, der Schuft wird, sobald er uns sieht und begreift, dass er auf offener See nicht entrinnen kann, wieder sein altes Kunststück anwenden und doch entwischen.«

»Welches Kunststück wäre das?«

»Er ändert seinen Kurs und trachtet die Küste wieder zu gewinnen, wohin wir ihm nicht folgen können; denn das Fahrwasser ist dort so seicht, das ein großes Schiff wie unsere ›Fearless‹ auf Grund stoßen würde. Wollten wir ihn aber in unseren Booten verfolgen, so lief er einfach in einen Schlupfwinkel ein, und deren gibt es an der afrikanischen Küste so viele, dass er unauffindbar bliebe. Im jetzigen Fall bräuchte er zum Beispiel nur in die Kiloa-Bucht zurückzusegeln.«

»In die Kiloa-Bucht?« sagte der Arzt. »Das würde ihm nichts nützen.«

»Warum nicht?« meinte der Kapitän verwundert.

»Weil Sie ihn dort immerhin in Ihren Booten

aufstöbern könnten«, erwiderte der Doktor.

»Unmöglich. – Ich kenne die Einfahrt nicht. Auch pflegt der Sklavenhändler die Küste immer erst bei völliger Nacht anzulaufen, damit man nicht wahrnimmt, wo er ein Versteck aufsucht. Unseren Booten aber, wenn wir ihm folgen wollten, würde der saubere Wali, von dem Sie uns erzählten, gewiss kein Lichtsignal anzünden.«

»Wir brauchen auch kein solches.«

»Wir brauchen keines? Ich bitte Sie, Herr Doktor, wie soll ich das verstehen?«

»Dahin, dass die Kiloa-Bucht für uns kein unauffindbares Versteck mehr ist. Wir können sie bei Tage oder bei Nacht aufsuchen, ohne lang in der Irre herumzufahren; denn ich habe gestern Mittag eine ganz genaue Ortsbestimmung davon aufgenommen.«

»Wahrhaftig?«

»Hier, Herr Kapitän, haben Sie mein Tagebuch. Ich bitte, sich gefälligst zu überzeugen.«

Mit Begierde griff der Offizier nach dem Buch und prüfte die ihm vom Arzt bezeichnete Stelle.

»Ha!« rief er sodann, »das ist vortrefflich. Sie gestatten doch, dass ich mir die Zahlen notiere?« Und nachdem der Arzt bereitwillig die Erlaubnis gegeben, fuhr er fort: »Jetzt sind die Schurken geliefert. Denn jetzt erwischen wir ihre Sklavendhau entweder auf offener See, wo sie

trotz ihrer vorzüglichen Bauart niemals mit einem Dampfer wettsegeln kann, oder wir suchen sie mit unseren Booten in der Bucht auf und zwingen sie zur Herausgabe der Gefangenen, falls sie den alten Trick wiederum ins Werk setzen und nach der Küste zurückfahren sollte. – Herr Doktor, ich bin wahrlich sehr erfreut, Sie an Bord meines Schiffes zu haben; denn nun hoffe ich, aufgrund Ihrer Mitteilungen die ostafrikanischen Küstengewässer von dem schlauesten Sklavenhändler zu säubern, der je die Kreuzer Ihrer Britischen Majestät geöffft hat.«

»Segel in Lee!« erklang in diesem Augenblick vom Mastkorb herab der Ruf des Matrosen der in jener luftigen aber schattenlosen Höhe Ausguck nach fremden Fahrzeugen hielt.

Wie elektrisiert sprang bei dieser Meldung der Kapitän hinauf in die Wanten, wo er eine bessere Umschau über die See hatte, und spähte hinaus nach der vom Ausguck angegebenen Richtung. Es gehörte aber ein geübtes Seemannsauge dazu, um in dem kleinen weißen Punkt, der am äußersten Rande des östlichen Horizont, wo Himmel und Meer ineinander überzugehen schienen, dem Flügel eines Vogels ähnelte, ein Segelschiff zu erkennen. Der Kapitän jedoch hatte sehr gute Augen und war bald im Klaren, was er in der Ferne erblickte.

»Es ist's«, rief er seinen an der Bordwand stehenden

und gleichfalls mit angestrenzter Aufmerksamkeit nach Osten schauenden Offizieren zu. »Es ist der gleiche Bursche, den wir schon oftmals und gestern wieder gejagt haben. Um aber ganz sicher zu gehen«, bei diesen Worten wandte er sich an seinen ersten Offizier, »ersuche ich Sie, Mister Brown, mir das Glas zu reichen.«

Dienstbereit bot der Leutnant dem Kapitän, der sich aus den Wanten auf die Kommandobrücke geschwungen hatte, das Fernrohr.

»Kein Zweifel«, sagte der Schiffsführer sodann, »ich sehe deutlich die zwei Maste; das Glas zeigt mir auch den schwarzen Rumpf und das hohe Verdeck. Der Sklavenhändler hat also seine Ladung unglücklicher Neger wirklich noch in der Nacht eingenommen und den Ankerplatz am frühen Morgen verlassen. Weil er aber wusste, dass wir ihm auf den Haken waren, so schlug er, um eine Begegnung zu vermeiden, auf der Rückfahrt einen anderen Kurs ein, als auf der Herfahrt. Er steuert jetzt nach Osten, statt nach Norden, und hofft auf diese Weise seine menschliche Fracht vor uns in Sicherheit zu bringen. Das soll ihm aber diesmal nicht gelingen. – Herr Doktor«, richtete der Kapitän hierauf das Wort an den deutschen Arzt, »möchten Sie sich nicht zu mir auf die Kommandobrücke bemühen, um mir zu sagen, ob auch Sie durchs Fernrohr den Segler wiedererkennen, den Sie heute Nacht in die Kiloa-Bucht einlaufen sahen!«

Dr. Bender stieg auf die Brücke und sah angelegentlich durchs Glas.

»Ich glaube beschwören zu können«, sagte er nach einer Weile, »dass jenes Schiff der gleiche Zweimaster ist, dem das heute Nacht im Kastell an der Kiloa-Bucht brennende Signal galt.«

»Dann ist eine Verwechslung nicht möglich«, rief der Kapitän erfreut, »drum soll es jetzt eine lustige Jagd geben.« –

* * *

Note 4

Eine englische Seemeile = 1,153 Kilometer.

[Back](#)

10.

Und das Jagen begann sofort. Die ›Fearless‹ fiel von ihrem südlichen Kurs ab und steuerte nach Osten, wo die Sklavendhau noch immer wie eine winzige weiße Möwe zwischen Himmel und Meer zu schweben schien. Ihre Entfernung von dem Dampfer mochte etwa vierzig Seemeilen betragen. Wäre es ihr gelungen, diese Entfernung nur noch um die Hälfte zu vergrößern, so hätte sie vom Dampfer aus nicht mehr gesichtet werden können. Dann wäre sie wahrscheinlich auch diesmal wieder samt ihrer menschlichen Fracht den britischen Kreuzern entgangen.

Der ganzen Besatzung des Dampfers hatte sich eine unverkennbare Aufregung bemächtigt. Der Kapitän blieb auf der Kommandobrücke und schaute durch das Fernglas unverwandt nach dem Sklavenhändler hinüber, obgleich der erste Leutnant an der Reihe gewesen wäre, die Wache zu übernehmen. Aber der Schiffsführer hatte abgelehnt, sich ablösen zu lassen.

Die anderen Offiziere und die europäischen Reisenden hatten leeseits an der Bordwand Aufstellung genommen. Auch sie benützten die Fernrohre und beobachteten das weiße Segel.

»Der Bursche scheint uns noch nicht bemerkt zu haben, denn er lässt uns immer näher an seinen Leib

rücken«, sagte Mister Brown, der erste Leutnant, zu Dr. Bender. »Sollte er etwa im Sinn haben, uns dadurch zu täuschen, dass er sich recht harmlos stellt? Aber das nützt ihm nichts! Ich erkenne in ihm ganz genau den Sklavenhändler wieder, den wir gestern Abend verfolgten; ich unterscheide deutlich das niedrige, scharf geschnittene Unterschiff der Dhau und ihr hohes Verdeck, den stark nach rückwärts hängenden Groß- und Fockmast mit den breiten Rahen. Ich gestehe zu, dass die Dhau ein Segler ersten Ranges ist und offenbar nach der ganzen Bauart den Zweck größter Schnelligkeit erstrebt, wie kein gewöhnlicher Kauffahrer. Aber unserem Dampfer gegenüber kann das Sklavenschiff dennoch nicht aufkommen. Deshalb begreife ich nicht, warum es uns so nahe heranlässt und nicht einmal den Versuch macht, uns die Fahrt abzugewinnen. Sollte es keine Sklaven an Bord haben? Oder hat es uns wirklich noch nicht wahrgenommen?«

»Es scheint uns tatsächlich erst diesen Augenblick gesichtet zu haben«, erwiderte der Arzt; »denn wie Sie sehen, Herr Leutnant, wird es jetzt lebendig an seinem Bord.«

»Wahrhaftig – Sie haben recht«, sagte der Offizier, »der Bursche setzt jetzt mehr Segel. Nun, wenn er wahnsinnig genug ist zu denken, dass er es auf offener See mit einem britischen Dampfer aufnehmen kann, so

mag er's probieren!« –

Sogar mit bloßen Augen ließ sich wahrnehmen, dass der kleine weiße Fleck im Osten mit einem Mal eine andere Gestalt angenommen hatte. Er war breiter und voller geworden, als ob der Möwe, die in der Ferne zwischen Himmel und Meer zu fliegen schien, plötzlich größere Flügel gewachsen wären. Durchs Fernglas gesehen, entpuppte sich aber die Veränderung in der Gestalt der Dhau als eine starke Vermehrung ihres Segelwerks.

Statt des einzigen großen Segels, das sie bisher getragen, und das schon genügt hatte, sie mit außergewöhnlicher Schnelligkeit durch die Wellen zu treiben, waren jetzt der Großmast und der Fockmast bis zu den obersten Rahen mit Leinwand bedeckt. Vom Landwind geschwellt, drückten die vollen Segel mit solcher Gewalt auf das Schiff, dass sein scharfer Bug wie ein Messer das Wasser zerschnitt. Hatte es schon unter dem einen Segel eine außerordentliche Behändigkeit entwickelt, so hatte sich seine Schnelligkeit jetzt unheimlich gesteigert. Es flog gleichsam über das Meer, das zu milchweißem Schaum aufgewühlt vor ihm zurückzuweichen schien. In wenigen Minuten war das Schiff wieder so weit vom Dampfer entfernt, wie im Augenblick, als der Ausguck ein Segel in Lee gemeldet hatte.

Verdrießlich schob der erste Leutnant sein Fernrohr zusammen.

»Der Racker segelt doch schneller, als ich schätzte«, sagte er zu Dr. Bender; »Da kann es noch Stunden dauern, bis wir ihm den Befehl zum Beidrehen geben können.«

»Er hat einen großen Vorsprung und nützt den günstigen Wind vortrefflich aus.«

»Das wird ohne Zweifel auch bei uns geschehen. Der Kapitän der ›Fearless‹ ist nicht der Mann, der sich von einem verd— Sklavenhändler lange an der Nase herumführen lässt.«

In der Tat schrillte in diesem Moment schon die Bootmannspfeife. Die Matrosen kletterten ins Tauwerk der Masten und entfalteten die Segel. Der Dampfer verfolgte den Sklavenhändler mit vermehrter Geschwindigkeit. Dessen ungeachtet wurde die Entfernung zwischen den zwei Schiffen nicht wesentlich geringer.

Die Sonne hatte schon längst die Mittagshöhe überschritten, und die Hauptmahlzeit des Tages war von der ganzen Besatzung der ›Fearless‹ eingenommen. Kapitän Raleigh lud den deutschen Arzt ein, sich wieder mit ihm auf die Kommandobrücke zu begeben.

»Schier hätte ich die Hoffnung aufgegeben, die Dhau

noch vor Nacht einzuholen«, sagte er, nachdem er einen Blick auf den Wimpel und die Segel des Dampfers geworfen. »Jetzt aber hat sich der Himmel schließlich doch für uns entschieden.«

»Wie meinen Sie das, Herr Kapitän?«

»Haben Sie nicht bemerkt, dass der Wind, der gegen Mittag nur abzuflauen begann, seitdem umgesprungen ist? Wir haben jetzt Ostwind statt einer westlichen Brise. Holla, Hochbootsmann«, wandte er sich an den Maat, »pfeifen Sie alle Hände auf Deck und lassen Sie die Segel wieder reffen und beschlagen!«

Hierauf richtete er das Wort neuerdings an den Doktor.

»Das Nämliche«, sagte er, »muss jetzt auch der Menschenhändler auf seinem Schiff vornehmen. Denn gegen den Wind kann er nicht fahren, wenn er nicht mit dem bösen Feind im Bund steht. Sie werden nun gleich sehen, wie schnell er klein beigibt.«

»Fürchten Sie nicht, Herr Kapitän, dass er zu einer Gewalttat schreitet, sobald er merkt, dass er unmöglich mehr entrinnen kann? Es ist mir nämlich bekannt, dass die arabischen Sklavenhändler in solchen Fällen alle gefangenen Neger binden und mit Gewichten beschwert über Bord werfen, um jede Spur ihres abscheulichen Gewerbes zu vertilgen. Die ersäuften Schwarzen können nicht mehr gegen sie zeugen, und wenn ihr Schiff

durchsucht wird, so sind keine Sklaven vorhanden.«

»Zu diesem äußersten Mittel greifen die arabischen Seelenverkäufer doch nur in den verzweifelten Fällen, wo sich ihrer Schlaueit nirgends mehr ein Ausweg zeigt. Eine Ladung Ebenholz, wie sie mit blutigem Hohn die gefangenen Neger heißen, repräsentiert ein ganzes Vermögen, und die Menschenhändler sind viel zu habgierig, als dass sie ein solches – außer in der zwingendsten Not – ins Meer würfen.«

»Glauben Sie denn, der Befehlshaber jener Sklavendhau hofft noch auf ein Entrinnen?«

Der Kapitän zuckte nur die Achseln, ließ aber die Frage unbeantwortet. Dagegen blickte er wieder aufmerksam durch das Fernglas.

»Der Bursche zieht nun auch seine Segel ein«, sagte er sodann, »und ich werde nun bald ein ernstes Wörtchen mit ihm reden können. Es ist aber auch an der Zeit; denn die Sonne neigt sich schon nach Westen, und aus der lustigen Jagd ist mittlerweile eine langweilige geworden. Überdies gefällt mir der Nebel nicht, der plötzlich und noch am hellen Tag südlich von unserm Steuerbord aus dem Meer aufsteigt. Die Erscheinung ist um diese Jahreszeit fast stets der Vorbote eines Tropengewitters.«

Dr. Bender sah hinaus nach der vom Kapitän bezeichneten Gegend und musste ihm recht geben.

Südlich vom Dampfer quoll, obwohl die Sonne noch hoch am Himmel stand, ein dichter Nebel aus der See heraus, der sich zusehends immer mehr ausbreitete, in grauen wolkenähnlichen Schwaden über dem Meer hin und her wogte und bald zu einer undurchsichtigen Wand emporwuchs, welche die Aussicht versperrte. Da derartige plötzliche Nebel unter den Tropen gewöhnlich heftige Gewitter einleiten, so lag dem Kapitän viel daran, noch vor Ausbruch eines solchen der Dhau so nahe zu kommen, dass er ihr seine Befehle signalisieren konnte.

Das schien auch weiter keine Not zu haben. Denn seit das Sklavenschiff wegen des konträren Winds seine Segel hatte bergen müssen, lag es beinahe ohne Bewegung auf dem Wasser, und die Entfernung zwischen ihm und der ›Fearless‹, die ihre Fahrt mit vollem Dampf fortsetzte, wurde von Minute zu Minute kleiner.

* * *

11.

Endlich waren die zwei Schiffe so nahe beieinander, dass der britische Kreuzer die Dhau auffordern konnte, ihre Flagge zu hissen. Wider alles Erwarten wurde dem signalisierten Befehl unverzügliche Folge geleistet. Am Hauptmast des Sklavenhändlers stieg eine Flagge empor.

»Was soll das sein? Will uns der Schuft verspotten?« sagte Kapitän Raleigh empört zu seinem ersten Maat. »Er zeigt uns ein beschmutztes Tischtuch mit einem roten Klecks in der Mitte!«

Als sich aber das Tuch ganz entfaltet hatte und in günstiger Sonnenbeleuchtung am Mast wehte, erkannten es die Offiziere zu ihrem Erstaunen als eine zwar alte und sehr unsaubere, immerhin aber als eine wirkliche Flagge. Es waren die Farben Portugals, die zu zeigen der arabische Menschenverkäufer für gut fand.

Der schmale blaue Streifen war jedoch so verblichen, der breite weiße so voll Schmutz und die Stickerei des portugiesischen Wappens derart abgenützt, dass man leicht begriff, wie der Kapitän dieses Flaggenmuster im ersten Moment für ein stark besudeltes Tischtuch ansehen konnte, das nur zum Hohn aufgezogen worden wäre.

Nachdem er aber seines Irrtums gewahr geworden, lachte der Kapitän verächtlich auf.

»Also für solche Tölpel hält uns der Bursche«, sagte er mit einem grimmigen Ausdruck in seinen Zügen, »dass er glaubt, wir würden uns durch einen plumpen Kniff betören lassen! Weil er die Flagge eines europäischen Staates gehisst hat, meint er vor der Durchsuchung seines Schiffes sicher zu sein! Nun, da soll er schnell eines Besseren belehrt werden. Mr. Brown«, befahl er, »lassen Sie das Signal geben, dass die Dhau beizudrehen und dass ihr Befehlshaber an unsern Bord zu kommen hat.«

Und auch die Vorbereitungen, dieser Aufforderung nachzukommen, wurden vom Sklavenschiff ohne Zögern getroffen. Man sah, wie der Segler seinen Kurs änderte und in einem zierlichen Bogen nach Westen abfiel. Dadurch fuhr er mit einem mal wieder mit dem Wind, und es schien, als wolle er dem britischen Dampfer langsam entgegensteuern.

Kapitän Raleigh war eben im Begriff, den ersten Leutnant zu sagen, dass ihm der unerwartete Gehorsam des Sklavenhändlers etwas verwunderlich vorkomme, und dass er schon zu zweifeln beginne, ob er auch geraubte Neger an Bord hätte, – da geschah etwas Erstaunliches.

Auf der Dhau waren plötzlich mehrere Mann ins Segelwerk gesprungen; wie von Geisterhand bewegt fiel die aufgebundene Leinwand der beiden Maste auf einen Schlag, der starke Ostwind füllte alle Segel bis zum

Zerplatzen, und im Nu flog das Schiff vor dem Wind, einem Renner gleich, der ungeduldig lange darauf gewartet, seine unvergleichliche Schnelligkeit zu beweisen. Es pflügte die See, dass die Wellen hoch aufschäumten und sein Verdeck mit weißem Gischt übergossen.

Das Manöver war so rasch und exakt ausgeführt worden, dass es schon vollzogen war, noch ehe die Offiziere des englischen Dampfers die Absicht des Sklavenhändlers durchschaut hatten. Kaum aber waren sie im Klaren darüber, dass der im gleichen Grade kühne wie verschmitzte Führer der Dhau den verblüffenden Versuch wagte, bei Tage und unter den Kanonen eines britischen Kreuzers zu entfliehen, da erwachten auch sie zu energischer Tätigkeit.

»Da – da – er will nach dem Land entkommen! Er segelt mit bestem Wind der Küste wieder zu!« schrie der Kapitän aufgeregt. »Und jetzt zeigt er auch sein wahres Gesicht. Statt der portugiesischen Flagge hat er die türkische aufgezogen! Eine solche Frechheit ist unerhört. Mr. Brown, geben Sie's dem arabischen Hund! Fordern Sie ihn auf, die Segel zu streichen!«

Im nächsten Augenblick donnerte ein Kanonenschuss über das Wasser, und die Besatzung des Dampfers sah, wie die Kugel hart vor Steuerbord des Sklavenschiffs ins Meer fiel. Die Dhau machte aber keine Miene, diesen

deutlichen Befehl zu beachten, sondern setzte ihre Fahrt mit vollen Segeln fort.

»Ich ließe das arabische Fahrzeug in den Grund bohren, wenn mich die Neger nicht erbarmten, die es an Bord hat«, sagte der Kapitän mit zorniger Stimme. »Mr. Brown, schicken Sie ihm noch eine Kugel zu, – diesmal aber in sein Segelwerk, damit er sieht, dass wir Ernst machen!«

Doch der Sklavenhändler hatte, noch ehe das Kommando zur Ausführung kam, schon ein neues Manöver eingeleitet. Denn mit sehr gemischten Gefühlen bemerkte der Kapitän, dass die Dhau plötzlich eine andere Segelstellung vornahm. Sie fiel von ihrem östlichen Kurs einige Striche nach Süden ab und steuerte, unbekümmert um die Kugel, die der Dampfer ihr nachschickte, und ohne ihre Geschwindigkeit im Geringsten zu mäßigen, geradewegs dem Nebel entgegen, der sich wie eine feuchte bewegliche Mauer über das Meer hinschob.

Die Besatzung des Dampfers hatte nämlich, von der Jagd auf das Sklavenschiff vollauf in Anspruch genommen, die meteorologische Veränderung, die unterdessen am Firmament vorgegangen, außer Acht gelassen oder ihr wenigstens keine hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt.

Dem Sklavenhändler dagegen war in den schweren

Wolken, die am südlichen Horizont heraufzogen, und die so tief zum Wasser herabreichten, dass sie sich mit dem aufsteigenden Nebel vermischten, ein willkommenes Mittel zu seiner Flucht vor dem britischen Kreuzer geboten. Deshalb missachtete er dessen zweimalige, durch scharfe Schüsse unterstützte Aufforderung, die Segel zu streichen, und flog mit dem Aufgebot größter Geschwindigkeit der sich heranwälzenden Nebelwand zu, um hinter ihr Deckung zu finden.

Und das verwegene Unternehmen glückte. Kaum war die Dhau in die Nebelregion eingetreten, da wurden ihre Umrisse verschwommen und undeutlich; feuchte Schleier spannen sich um das Schiff, hüllten es von allen Seiten ein, und bald war es wie hinter einem dichten undurchsichtigen Vorhang verschwunden.

Selbstverständlich verlor die ›Fearless‹ keine Minute, die entflohene Dhau zu verfolgen. Aber die Möglichkeit, sie im wogenden wallenden Nebel, der fortwährend seine Gestalt veränderte und dadurch die wunderlichsten Formen vortäuschte, wieder aufzufinden, war nur gering. Zudem kam jetzt das vom Nebel angekündigte Gewitter zum jähen Ausbruch.

Ein Gewitter unter den Tropen ist eine furchtbare Naturerscheinung. Der Himmel schien mit einem Schlag in Flammen zu stehen, und der unmittelbar darauf folgende Donner rollte schrecklich. Dann zuckten

blendende Blitze auf, die das wolken schwere Firmament nach allen Richtungen hin durchfurchten, und jede dieser Entladungen war von einem Krachen begleitet, das den Dampfer erschütterte und den Ozean aufzuwühlen schien. Die Sonne hatte ihren Schein verloren und sandte nur ein fahles, unheimliches Dämmerlicht durch das Gewölk. Der Ostwind hatte sich stoßweise zum Sturm ausgewachsen; er peitschte das Meer, dass es zu berghohen, kochenden, schäumenden Wellen aufstieg, die übereinander stürzten, miteinander kämpften und kämpfend sich selbst vernichteten. Und dann öffneten sich plötzlich die Schleusen des Himmels; der Regen fiel wie aus Kübeln geschüttet, überflutete das Verdeck des Dampfers und durchnässte die diensttuende Mannschaft bis auf die Haut.

Zum Glück dauern die tropischen Gewitter nicht lange. So schnell sie entstehen, so rasch verziehen sie sich auch, und als die Sonne ihrem Untergang nahe war, stand sie wieder an einem klaren wolkenlosen Firmament. Der Nebel hatte sich aufgelöst, die Aussicht über den ganzen Horizont hin war frei, und nur das Meer ging noch hohl und toste um die Bordwände des Dampfers. Doch auch die Wellen mussten sich bald beruhigen, da der Sturm von zu kurzer Heftigkeit gewesen war, um den Ozean mehr als einige Meter tief aufzuwühlen.

Die europäischen Passagiere hatten schon vor

Ausbruch des Gewitters ihre Kajüten aufgesucht, da sie keine Lust verspürten, sich dem Regen auszusetzen. Nachdem aber der Aufruhr der Elemente vorüber war, kamen sie alle wieder auf Deck; denn wie die Schiffsmannschaft, so brannten auch sie vor Verlangen, zu sehen, was aus der Sklavendhau geworden wäre.

»Der Racker hat sich gut im Sturm gehalten«, sagte Kapitän Raleigh zu Dr. Bender, als er ihn wieder sah. »Wenn ich den verwegenen Menschenhändler auch in die Abgründe der Hölle hinein verwünschen möchte, so will ich ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem ich anerkenne, dass er ein vollkommener Seemann ist. Er hat die Vorgänge am Himmel besser beachtet als wir, hat seinen Vorteil wahrgenommen und aus Nebel und Gewittersturm Nutzen für sich gezogen. So sehr ich mich ärgere, dass er mir wiederum – diesmal gleichsam aus der Hand entschlüpft ist, sage ich doch, dass er eine feine Arbeit geleistet hat. Da schauen Sie hinaus, Sir, dort fährt er mit vollen Segeln nach Westen, gewiss in aller Gemütsruhe. Er weiß ja, dass wir ihn vor Nacht nicht mehr einholen können, und dass er nach Einbruch der Dunkelheit vor jeder Verfolgung sicher ist; denn der Bursche zündet allen internationalen Schiffahrtsvorschriften zum Trotz nachts keine Schiffslaternen an.«

»Das ist richtig«, schaltete hier der Arzt ein; »auch in

der letzten Nacht sahen wir ihn ohne Lichter fahren.«

»Und wenn er sich bis zum kommenden Morgen der Küste nur auf 9 Seemeilen nähert, können wir ihm wieder nichts anhaben, weil schon in dieser Entfernung das Fahrwasser für meinen Dampfer zu seicht ist. Er darf also getrost jetzt der Küste zusegeln.«

»Morgen ist auch noch ein Tag, Herr Kapitän, und Sie werden ihn morgen um so sicherer fassen, als er ohne Zweifel seinen alten Ankerplatz in der Kiloa-Bucht wieder aufsucht, wo er warten will, bis die ›Fearless‹ nach einem anderen Wirkungskreis abgedampft ist. Er hat ja keine Ahnung, dass ich eine Ortsbestimmung der Bucht aufgenommen habe, und dass Sie jetzt imstande sind, ihn mittelst Ihrer Boote in seinem Versteck aufzustöbern.«

»Das ist auch meine Absicht«, sagte der Kapitän, »und ich freue mich schon darauf, ihm den Ärger, den er mir seit langem und auch heute wieder bereitet hat, mit Zinsen heimzuzahlen. Sind sie mit von der Partie, Herr Doktor?«

»Gerne, wenn Sie erlauben, dass auch mein Sohn Johannes der Expedition sich anschließt.«

»Dann ist die Sache abgemacht. Sie erhalten Plätze in dem Boot, das ich selbst kommandieren werde.« –

12. Schluss.

Noch am Abend wurden auf der ›Fearless‹ alle Vorbereitungen getroffen, um tags darauf eine Landung an der Küste zu bewerkstelligen.

Der Kapitän beschloss, hierzu zwei Boote zu benützen, von denen er selbst das größere kommandieren wollte. Den Befehl über das andere übertrug er dem ersten Leutnant Mr. Brown. Das erste Boot sollte mit zwölf, das zweite mit acht Matrosen bemannt werden. Dann bestanden die Teilnehmer an der Expedition, mit Einschluss der Offiziere sowie des Doktors und seines Sohnes, aus 24 wohlbewaffneten Europäern, und diese Macht hielt der Kapitän für reichlich genügend, um der Besatzung der Sklavendhau und den Helfershelfern, die sie etwa im Negerdorf an der Kiloa-Bucht haben mochte, mit Erfolg die Stirn bieten zu können.

Das Kommando des Dampfers sollte, solange die Abwesenheit des Kapitäns und des ersten Leutnants dauerte, der zweite Offizier übernehmen. Ihm wurde noch besonders aufgetragen, der an Land gegangenen Mannschaft im Falle der Not ein drittes Boot mit hinreichender Besatzung als Unterstützung nachzusenden. Eine Knallrakete mit starker Rauchentwicklung, die auf weite Entfernung hin zu hören

und wahrzunehmen war, sollte als Notsignal gelten.

Derart war alles schon im Voraus aufs Beste geordnet und nichts unterlassen worden, was das Unternehmen zu einem glücklichen Ziele bringen konnte. Die zur Landung ausersehenen Offiziere und Matrosen wünschten, die Zeit hätte Flügel, damit nur die Nacht schnell verginge und der Tag anbräche, an dem sie den Sklavenhändler züchtigen wollten, der sich ihrer Verfolgung schon oft durch List und Kühnheit entzogen hatte.

Aber auch der deutsche Arzt und sein Sohn Johannes sehnten den Tag herbei; denn beide freuten sich darauf, die erschrockene Grimasse des spitzbübischen Wali zu beobachten, wenn er sie nach so kurzer Abwesenheit mit einer Schar bewaffneter englischer Seeleute zurückkehren sah. Herr Dr. Bender hatte sich ja vorgenommen gehabt, ihm einen Strich durch seine habgierigen Berechnungen zu machen, und diese Absicht ging jetzt in Erfüllung, viel schneller als er zu hoffen gewagt. –

Die Sonne des neuen Tages erhob sich aus dem Schoße des Ozeans und zerstäubte mit ihrem glühenden Atem die Nebelschichten, die das Meer in den letzten Stunden der Nacht ausgehaucht hatte. Der Wind blies noch immer steif aus Osten, was insofern sehr erwünscht war, als die zur Landung bestimmten Boote nicht zu rudern brauchten, sondern ihre Segel aufziehen konnten.

Gleich nach Sonnenaufgang legte Kapitän Raleigh

aufgrund der vom Doktor aufgenommenen genauen Ortsbestimmung die Richtung fest, nach welcher die Kiloa-Bucht aufzusuchen war, und als dies geschehen, wurde die ›Fearless‹ so nahe an Land gebracht, als das seichte Fahrwasser es erlaubte.

Vom Verdeck des Dampfers war nun die niedrige Küste Ostafrikas mit ihren in bläulichen Duft gehüllten, weit im Innern befindlichen Bergen und Höhenzügen wieder deutlich zu sehen. Hierauf wurde das Schiff verankert, und der Kapitän gab den Befehl, die zwei Boote ins Meer hinabzulassen.

Das war in wenigen Minuten geschehen. Die Offiziere und Matrosen nahmen ihre Plätze ein, und der Kapitän bezeichnete den zwei Deutschen Sitze in dem von ihm selbst befehligten großen Boot. Dann stießen die Fahrzeuge ab vom Dampfer; der Wind blähte die Segel und schnell ging es der Küste entgegen. Den arabischen Seelenverkäufern stand eine bitterböse Überraschung bevor. Kismet! –

»Ich traue dem Burschen alle Schliche zu« sagte der Kapitän während der Fahrt zu Dr. Bender, »und deshalb fürchte ich auch, er wird, sobald er unsere Boote von Weitem erblickt, Reißaus ins Land hinein nehmen und uns das leere Nachsehen lassen.«

»Diese Annahme kann ich nicht teilen«, erwiderte der Arzt.

»Weshalb nicht?«

»Weil ich das Terrain kenne und weiß, dass es vom Negerdorf und von der Bucht aus unmöglich ist, einen Ausblick auf die See zu gewinnen. Denn die Einfahrt in die Bucht ist nur enge und von Schlinggewächsen fast bedeckt. Nur wenn der Sklavenhändler von der Höhe des hart am Meere liegenden Kastells einen Ausguck hielte, könnte er unsere Annäherung gewahr werden. Aber warum sollte er gerade heute auf diesen Gedanken verfallen, wo er sich doch in einem unauffindbaren Versteck wähnt und deshalb in vollkommener Sicherheit glaubt?«

»Ich wünsche sehr, Herr Doktor, dass Sie sich nicht täuschen. Doch wie gesagt, der schlaue Bursche ist mit allen Wassern gewaschen. Es ist leicht möglich, dass er einen Mann als ständigen Ausguck aufgestellt hat, um zu erfahren, ob wir noch in der Nähe kreuzen, oder ob die Luft für ihn rein ist, dass er die Fahrt aufs neue wagen darf. Hat er einen solchen Späher aufgestellt, so werden unsere Boote entdeckt und der Kerl entflieht mit allen seinen Kumpanen in den Tropenwald. Wer soll sie dort suchen?«

»Immerhin wäre auch in diesem Falle der Zweck unserer Expedition nicht ganz vereitelt«, sagte der Arzt; »die Hauptsache bleibt doch die Befreiung der gefangenen Schwarzen. Da er aber diese nicht im Wald

mit sich herumschleppen kann –«

»Warum nicht?« unterbrach ihn der Kapitän interessiert.

»Weil wir ihm zu dicht auf dem Nacken sitzen, und er darauf bedacht sein muss, schnellstens nur sich und seine Spießgesellen in Sicherheit zu bringen. Wo fände er da noch Zeit, so viel Lebensmittel aufzutreiben, wie er für mehr als hundert Neger braucht? Umso mehr, da er damit rechnen müsste, dass sein Aufenthalt in den Wäldern viele Tage währen könnte?«

»Ah, sehr gut! Sie meinen also, dass wir wenigstens die Neger in Freiheit setzen werden, wenn es uns nicht gelingen sollte, die Spitzbuben selbst zu greifen. Nun, ich gestehe, dass ich ihnen sehr gern einen tüchtigen Denkkzettel angehängt hätte. Wenn es aber nicht sein soll, so will ich mich auch mit dem von Ihnen, Herr Doktor, angegebenen Resultat begnügen.« – –

Der günstige Wind war beständig geblieben, und die zwei Boote kamen in kurzem der Küste so nahe, dass sich schon einzelne Teile ihrer Gestaltung unterscheiden ließen. Da setzte der Kapitän selbst sich ans Steuer, um nach der vom Doktor gemachten Ortsbestimmung die Einfahrt in die Kiloa-Bucht zu suchen. Es dauerte auch nicht lange, bis sie gefunden war. Denn der Arzt, der mit seinem Feldstecher eifrig die Küste abgesucht hatte, streckte plötzlich die Hand aus und rief:

»Dort ist der Turm, – dort ist das alte Kastell!«

»Wo? Wo?« schrie der Kapitän, der auf den Zuruf ganz Feuer und Flamme geworden war.

»An unsrer Backbordseite, einen Strich nach Süden.«

»*By Jove*, es ist so«, sagte der Kapitän, nachdem er sich durchs Glas überzeugt hatte, dass der braungraue Fleck zwischen dem Grün des die Küste einsäumenden Pflanzenwuchses kein verwitterter Felsen war, wie er dem unbewaffneten Augen erschien, sondern ein alter, aus Steinen aufgeführter Turm. »Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Doktor! Sie haben die Lage der von Ihnen entdeckten Bucht sehr zuverlässig bestimmt. Jetzt wünsche ich nur noch, dass wir darin auch die Sklavendhau finden; dann soll es an eine gründliche Abrechnung geben!« –

Der Wunsch des Kapitäns erfüllte sich. Als die zwei Boote die neben dem alten Kastell sich öffnende Einfahrt in die Bucht mit größter Vorsicht passiert hatten, erblickten die Mannschaften plötzlich in nächster Nähe das ihnen allen wohlbekanntes arabische Schiff.

Es lag mitten in der Bucht vor Anker, weil es zu tief im Wasser ging, als dass es am seichten Strand hätte anlegen können. Die Segel waren gerefft, das Steuer festgebunden. Kein Mensch zeigte sich auf dem völlig verlassenem Verdeck. Die Besatzung war entweder an

Land gegangen, oder sie schlief in den Kojen. Kein Laut ließ sich hören; nur ein am Backbord anliegender, von einem herabhängenden Tau festgehaltener Einbaum, wie ihn die Bewohner des Negerdorfs benützten, um in der Bucht herumzurudern, schaukelte träge auf dem Wasser.

Bei diesem Anblick schüttelte der Kapitän missbilligend den Kopf.

»Welche sträfliche Sorglosigkeit!« sagte er zu Dr. Bender. »Ich habe dem arabischen Schuft gestern viel zu viel Ehre angetan, als ich ihn für einen tüchtigen Seemann erklärte. Und jetzt hat er nicht einmal eine Schiffswache auf Deck!«

»Ein Beweis, dass er sich vollkommen sicher fühlt.«

»Das wäre er auch, wenn nicht Sie, Herr Doktor, zufällig oder, wie Sie glauben, durch höhere Fügung an Bord der ›Fearless‹ gekommen wären. – Jetzt aber wollen wir seine ganze Schwefelbande aufstören aus dem Gefühl der Sicherheit!« –

Die Boote hatten unterdessen die Segel, die in der windstillen Bucht von keinem Nutzen mehr waren, eingezogen und waren dann möglichst geräuschlos an die Dhau herangerudert. Denn nach dem Willen des Kapitäns sollte die Überraschung der Araber eine vollständige werden. Als die Boote bei dem Sklavenschiff anlangten, wurden sie am nämlichen Tau, das den Einbaum hielt,

festgemacht, und dann kletterten die britischen Seeleute, behände wie die Katzen, auf das fremde Fahrzeug.

Beim Trampeln so vieler Füße auf dem bisher menschenleeren Verdeck entstand plötzlich auch im Innern der Dhau lautes Geräusch. Man hörte, wie eine Tür aufgerissen und in arabischer Sprache hastige, aufgeregte Worte gewechselt wurden. Dem Schalle nachgehend, fanden die Engländer, die schnell durch die Luke unter Deck gestiegen waren, leicht die Kajüte des die Dhau kommandierenden Sklavenhändlers.

Die ersten, die dort, den blanken Säbel in der einen, den zum Schuss bereiten Revolver in der anderen Hand, eindringen, waren Kapitän Raleigh und sein erster Leutnant. Ihnen folgten auf dem Fuße der deutsche Arzt und sein Sohn Johannes.

Die vier Europäer standen in der engen, jedoch mit verschwenderischer orientalischer Pracht eingerichteten Kajüte zwei Arabern gegenüber, deren schreckensbleiche Mienen die völligste Fassungslosigkeit verrieten. Der jüngere von ihnen, ein Mann mit kühnen energischen Zügen und reich gekleidet, war der Kapitän des Sklavenschiffs; in seinem Gesellschafter, einem Greis mit raubvogelartigem, von einem grauen Vollbart umrahmten Gesicht, in einen schmutzigen Burnus gehüllt, erkannten Dr. Bender und Johannes auf den ersten Blick den Wali des Negerdorfs.

»Ergebt euch!« rief Kapitän Raleigh den zwei Arabern zu. »Ihr seid in unserer Gewalt, und jeder Widerstand wäre nutzlos. Schon durchsuchen meine Leute das Schiff und nehmen alle eure Matrosen gefangen, die sie an Bord finden. Jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen, auf die ich schon so lange wartete, und ich schwöre, dass euch diesmal keine eurer Listen aus unseren Händen befreien soll.«

Der Sklavenhändler hatte während dieser Rede seine Geistesgegenwart einigermaßen zurückgewonnen. Er maß seine vier Widersacher mit funkelnden Augen, und da er wohl einsah, dass ein Kampf mit ihnen unmöglich war, biss er die Zähne zusammen, zuckte die Achseln und verharrte sodann in stolzem Schweigen.

Der Wali dagegen jammerte zum Erbarmen und stöhnte ein um das andere Mal ein verzweifertes »Aje!« Er war so recht das Bild eines feigen alten Schurken.

Plötzlich traf sein Auge auf den hinter den Offizieren stehenden Arzt und seinen Sohn. Da ging auf einen Schlag eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Seine Gestalt schien zu wachsen, die tiefliegenden Augen glühten unheimlich, das hagere Gesicht verzerrte sich zur hässlichen Fratze, und mit ausgestreckter Hand auf den Arzt deutend, kreischte er mit gellender Stimme:

»Verrat! Dem schmachlichsten Verrat sind wir zum Opfer gefallen, und der da ist der Verräter!«

»Wali, du hättest besser getan, in deinem Dorf zu bleiben, statt im Einbaum an Bord deines Spießgesellen zu gehen«, sagte der Arzt. »Jetzt erntest du den Lohn dafür, dass du mit Sklavenhändlern unter einer Decke steckst.«

»Schweig', elender Giaur! Der Scheitan hat dich in diese Bucht geführt, um uns zu verderben. Dafür sollst du in der Gehenna brennen, und deines Vaters Grab sollen rüdische Hunde beschmutzen. Denn du hast Gastfreundschaft genossen an diesem Strand und uns dennoch an die Engländer verraten.«

»Das lügst du, Wali!« entgegnete der Doktor fest. »Du hast uns sehr ungestlich aufgenommen und sogar deine Neger aufgehetzt, dass sie uns keine Lebensmittel verkaufen sollten. Dadurch wurdest du mir zuerst verdächtig, und als mein Sohn noch entdeckte, dass im alten Kastell gefangene Neger schmachteten, da wusste ich mit Bestimmtheit, dass du ein Genosse von Sklavenhändlern warst. Schäm dich, pflichtvergessener Wali! Ich fürchte, du wirst einst nicht mit Ehren in die Grube fahren!«

»Wie? Was? So wagst du mit mir zu reden?« schrie der Wali, schäumend vor Wut. »Fahre doch du gleich auf der Stelle in die Verdammnis! Da, – nimm das, ungläubiger Hund!«

Und noch während des Schreiens hatte der Araber aus

dem Gürtel, den er unter seinem Burnus trug, einen blitzenden Dolch herausgerissen, mit dem er sich auf den Arzt stürzte.

Der Überfall geschah so unvermutet und mit solchem Ungestüm, dass es um den Doktor geschehen gewesen wäre, wenn nicht zwei treue Augen über ihn gewacht hätten. Aber Johannes hatte jede Miene, jede Bewegung des zeternden Alten mit Aufmerksamkeit verfolgt; es war ihm nicht entgangen, dass der Araber unter seinem Gewand nach einer Waffe suchte, und deshalb war er auf der Hut. Im nämlichen Augenblick, wo der Wali den Arm zum tödlichen Stoß erhob, hob auch Johannes den Revolver, zielte und drückte los. Fast gleichzeitig mit dem Krachen des Schusses stieß der alte Araber einen Wehschrei aus, und das Messer entfiel seiner kraftlos gewordenen Hand. Die Kugel hatte das Handgelenk zerschmettert. –

»Den habe ich besser getroffen, lieber Vater«, sagte der Jüngling ruhig, »als den bunten Vogel, auf den ich vorgestern schoss.«

»Ich danke dir; mein Sohn;« antwortete der Arzt tief ergriffen; »denn niemals stand ich dem Tode näher als in diesem furchtbaren Moment.«

Auf den Knall drangen noch mehrere britische Matrosen in die Kajüte. Kapitän Raleigh gab ihnen einen kurzen Befehl und im Nu war der Befehlshaber des

Sklavenschiffs gefesselt. Er hatte die Prozedur schweigend über sich ergehen lassen. Wären aber seine hasserfüllten Blicke Dolche gewesen, so wäre von den englischen Seeleuten kein Mann mit dem Leben davongekommen.

Bei dem Wali bedurfte es keiner Fesselung; seine verwundete Hand hinderte ihn ohnehin an jeder weiteren Gewalttat. Ob er gegen den deutschen Arzt, seinen Todfeind, zu freundlicheren Gefühlen sich emporschwang, weil dieser, zum Dank für den ihm zgedachten Messerstich, sein zerschmettertes Handgelenk kunstgerecht verband, wollen wir ununtersucht lassen. Vielleicht war der alte Spitzbube nicht einmal fähig, die Hochherzigkeit einer so edlen Rache zu begreifen.

Noch während Dr. Bender mit dem Verband der Wunde beschäftigt war, trat der englische Bootsmann, der mit den anderen Matrosen die Dhau durchsucht hatte, in die Kajüte und erstattete seinem Kapitän eine Meldung.

»Das Schiff ist mit seiner ganzen Besatzung in unseren Händen, Sir!« sagte er. »Neun arabische Seeleute, die wir in ihren Kojen fanden, haben sich ohne Widerstand ergeben; wir haben sie gebunden und ins Zwischendeck gebracht. Sechs andere sollen an Land gegangen sein. Im Schiff befinden sich ferner 132 Neger, die im untersten Raum – Männer, Weiber und Kinder durcheinander – wie

Heringe zusammengepackt liegen. Ich habe die Türe zu jenem Verschlag offen stehen lassen, damit wenigstens etwas frische Luft zu dem ganz finsternen, von der Ausdünstung so vieler Menschen verpesteten Ort dringen kann.«

»Das haben Sie gut gemacht, Bootsmann«, erwiderte Kapitän Raleigh. »Ist jemand von unseren Leuten verwundet worden?«

»Nein. Es ist alles ohne Blutvergießen abgegangen«

»Vortrefflich! Dann ist unsere Aufgabe in dieser Bucht glücklich beendigt. Mr. Brown!« wandte der Kapitän sich sodann an den ersten Leutnant, »Sie übernehmen den Befehl über die Dhau und damit zugleich die Obsorge für die armen Neger. Sie bringen das Schiff nach Sansibar, wohin auch die ›Fearless‹ Sie begleitet! Und nun in die Boote und zurück zu unserem Dampfer!« –

* * *

Ohne neue Abenteuer erreichten der Dampfer und die Dhau den Hafen von Sansibar. Dort erhielten die aus der Gewalt des Sklavenhändlers erlösten Schwarzen ihre Freibriefe; der Händler aber und der Wali wurden vom

englischen Konsul den Behörden des Sultans zur Bestrafung übergeben. Ob diese so empfindlich ausfiel, wie die zwei Schuldigen es verdient hatten, bleibe dahingestellt; denn um jene Zeit blühte der Sklavenhandel noch fast unter den Augen des Imams und seiner Beamten.

In Sansibar nahmen auch die europäischen Reisenden voneinander Abschied. Die Herren Erikson und Lancier ließen sich mit dem ersten fälligen Dampfer nach Bagamojo bringen; Dr. Bender, der noch einige Geschäfte in der Stadt abzuwickeln hatte, blieb mit seinem Sohne zurück. –

Auch aus Johannes Bender ist ein Forschungsreisender geworden. Er hat den dunklen Erdteil viele Jahre lang durchstreift und dabei manches ernsthafte Abenteuer bestanden. Wenn er aber, zurückgekehrt in die bayerische Heimat, in stillen Stunden seine Tagebücher durchblättert, dann las er stets mit neuerwachtem Interesse die Notizen über seine Erlebnisse beim

Kastell in der Kiloa-Bucht.

Ende

Geprüft:
Sigil EpubCheck
Sigil FlightCrew



